

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **ZS : Zürcher Studierendenzzeitung**

Band (Jahr): **88 (2009)**

Heft 6

PDF erstellt am: **17.07.2024**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

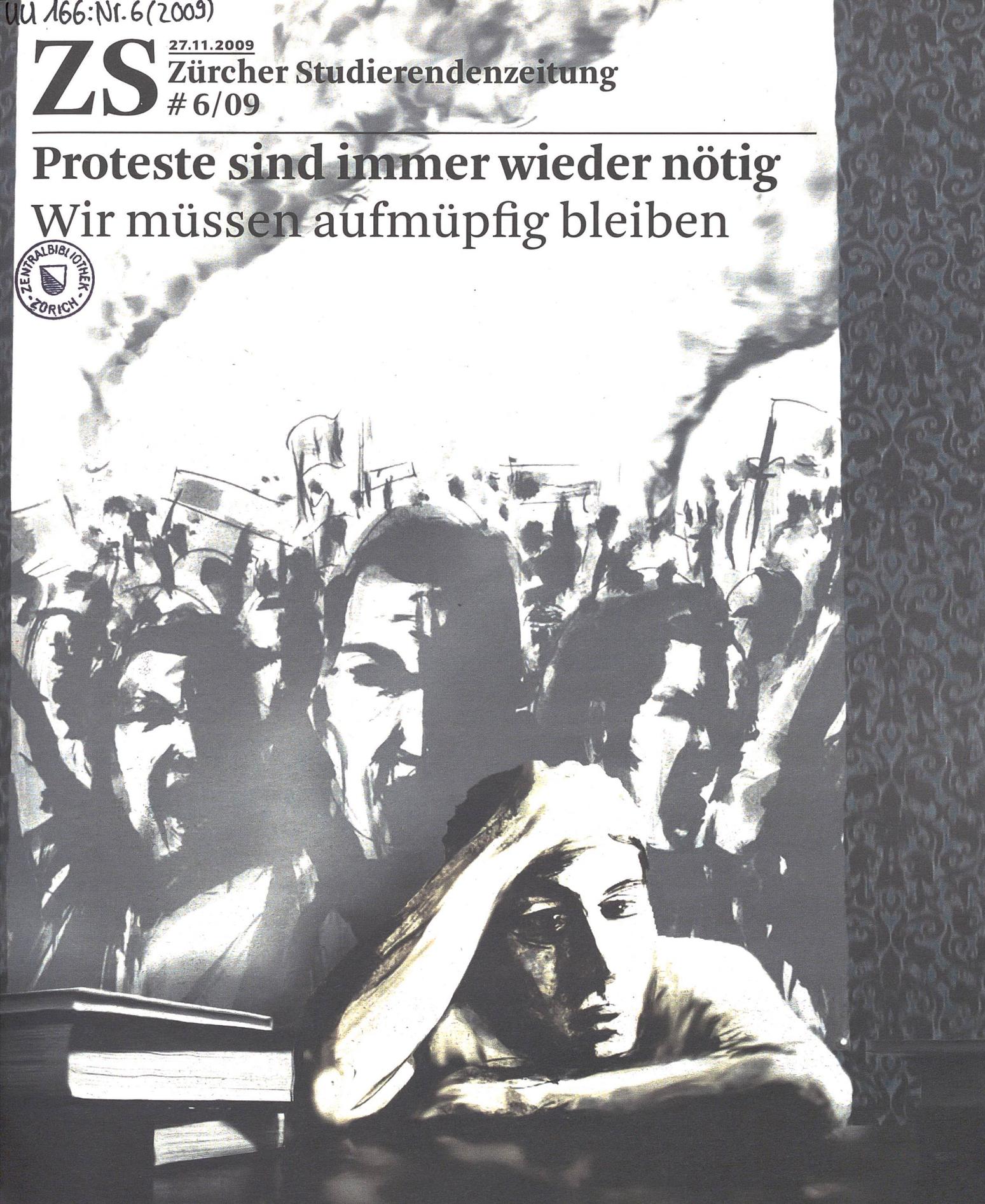
### **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

# Proteste sind immer wieder nötig Wir müssen aufmüpfig bleiben



**Mitgemacht** – 24 Stunden Gräbli-Bar  
**Allzweckexperten** – Profs in den Medien  
**Kirchtürme** – Pro und Kontra

P04

Dolder  
Sports

Kunsteisbahn  
Restaurant

So glatt läuft kein Studiengang.

**2 für 1 Aktion in der Dolder Kunsteisbahn.**

Zwei gehen rein, nur einer bezahlt. Einfach diesen Coupon, einen Studienfreund und die Legi mitbringen. Immer montags bis samstags. Gültig bis 30. November 2009.

Dolder Sports  
Adlisbergstrasse 36  
8044 Zürich  
Schweiz  
Tel +41 44 267 70 80  
Fax +41 44 267 70 81  
info@doldersports.com  
www.doldersports.com



University of Zurich

**Master of Arts**  
**Multilingual Text Analysis**  
**Multilinguale Textanalyse**  
**Analyse Multilingue de Texte**

The University of Zurich offers an innovative Specialized Master combining Linguistics and Computers.

An interdisciplinary project by  
- The English Department  
- The Institute of German Studies  
- The Institute of Romance Studies  
- The Institute of Computational Linguistics

Start: every September  
Application Deadline: end of April

Please contact Maya Bangerter, [mlta@cl.uzh.ch](mailto:mlta@cl.uzh.ch), for further information.

<http://www.mlta.uzh.ch>



## DENKEN, SCHREIBEN – UND GEWINNEN!

*Mitten im Studium? Aber Zeit für einen journalistischen Text, der Ihnen ein Praktikum bei der SonntagsZeitung oder ein Raiffeisen Ausbildungskonto mit 3000 Franken einbringen könnte?*

*Dann zeigen Sie uns doch, was in Ihnen steckt. Unsere hochkarätige Jury wartet auf geniale Arbeiten.*

**Infos und Anmeldung unter:**  
[www.sonntagszeitung.ch/studentenpreis](http://www.sonntagszeitung.ch/studentenpreis)

**RAIFFEISEN**



## Das Ende droht

Die Uni ist besetzt und nur die ZS darf live von den Ereignissen berichten. Auch schicken wir unsere Redakteure für 24 Stunden ins letzte Loch vom Niederdorf und drei Mal im Semester erscheint unsere Printausgabe mit wirklich relevanten Informationen. Neu bieten wir sogar auf unserer Onlineplattform die erste zentrale Bücherbörse der Uni Zürich an – alles selbstverständlich kostenlos.

Doch schon bald soll das nicht mehr möglich sein. Uns droht die Streichung von Subventionen beim Postversand. Das würde für die ZS in ihrer jetzigen Form das Ende bedeuten. Die ganze Redaktion arbeitet ehrenamtlich und die spärlichen Inserate reichen gerade mal für das Drucken der Zeitung und das Versenden per Post. Streicht uns letztere die Subventionen, müssen wir sehr viel kleinere Brötchen backen.

Grund dafür ist ein Entscheid des Bundesverwaltungsgerichts, welcher den Zeitungen die Subventionen aberkennt, wenn sie keine zahlenden Abonnenten haben. Wir stehen zwar in ständigem Kontakt mit der Post und der Unileitung um eine geeignete Lösung zu finden, doch vorerst ist vieles noch unklar.

Genug gejammt! Die ZS gibt es nun schon seit 1923. Immer wieder mussten wir ums Überleben kämpfen. Wir haben braune und rote Jahre hinter uns. Wurden verteilt und verschickt, waren gross und klein, männlich und weiblich. Brachten bedeutende Persönlichkeiten hervor (Max Frisch, Kurt Tucholski oder Constantin Seibt) und sorgten stets für viel Gesprächsstoff. Dies tun wir natürlich auch weiterhin – stets mit viel Herzblut – um euch das Beste zu bieten.

Corsin Zander, Redaktionsleitung

## Inhalt

Studium	4	Impressum	30
Tatort Uni	6	Leserbriefe	30
Thema	8	Professoren leben	31
Mitgemacht	12		
Wo ist Waltraud?	16		
Kultur	18		
Das seh ich, das nicht	19		
Abgehört	21		
Fundgrube	21		
Fokus	22		
Duell	28		
Sorgenbox	29		



**4 Österreich ist ansteckend!**  
Was in Wien begann, breitet sich wie ein Lauffeuer in ganz Europa aus. Studierende protestieren gegen Bologna. Über 50 Unis sind besetzt.



**8-11 Protest im Bildungsparadies**  
Die Universität Zürich ist eine Oase der guten Studienbedingungen. Doch der Schein trügt. Auch hier müssen wir für den Erhalt dieses Privilegs kämpfen.



**12-15 Mitgemacht für einen Tag**  
Als einziger Spunten im Niederdorf ist die Gräbli-Bar rund um die Uhr geöffnet. Wir sassen 24 Stunden lang mittendrin. Eine Reportage.



**22-27 Professoren im Rampenlicht**  
Sie sind heissbegehrt und wissen auf alles eine Antwort. Warum immer dieselben Profs als Experten in den Medien zu Wort kommen.

MO-FR BIS 16 UHR  
1/2 PREIS FÜR STUDIS/SCHÜLER

# SAUNA AM SEE

TÄGLICH 11 – 23 UHR (MO NUR FRAUEN)

SEEBAD ENGE, MYTHENQUAI 9, 8002 ZÜRICH  
Tel. 044 / 201 38 89, WWW.SEEBADENGE.CH

## «Hurra, die Uni brennt!»

Was mit Besetzungen an Österreichs Unis begann, hat sich zu einem europaweiten Studierendenprotest gegen Bildungsabbau und Bologna entwickelt. Auch in der Schweiz regt sich Widerstand.

Die Besetzung des Audimax an der Uni Wien.



«Dieser Hörsaal ist befreit», tönte es erstmals Ende Oktober aus dem Audimax der Uni Wien. Hunderte Studierende besetzen die grösste Universität Österreichs, um gegen bildungspolitische Missstände und die Ökonomisierung der Lehre zu protestieren. «Die Spontaneität von Spontis ist immer recht endenwollend», spöttelt Österreichs Wissenschaftsminister Johannes Hahn, als er vom Protest erfährt.

Inzwischen haben sich die Studierendenproteste jedoch auf ganz Europa ausgeweitet. Die Wiener Organisatoren sprechen von 50 besetzten Universitäten unter anderem in Österreich, Deutschland, England, Italien, Polen, Serbien und Albanien. Auch die Schweiz wurde von der Protestwelle erfasst. In Basel, Bern und in Zürich rollten Studierende ihre Schlafsäcke aus. «Wir sind mit an-

deren Unis international sehr stark vernetzt. Die Kommunikation funktioniert dabei über Facebook, E-Mail und Skype», erklärt Lisa, eine der Organisatorinnen der Proteste in Wien.

### **Zelebrierte Anarchie**

Bemerkenswert an dieser länderübergreifenden Bewegung ist, dass sie weder von gewählten Studierendenvertretern noch von politischen Parteien getragen wird. Die Organisation folgt basisdemokratischen Prinzipien: «Nur was im Plenum abgestimmt wird und von den Studierenden eine Mehrheit erhält, ist offizielle Position», so Lisa, «der Ablauf der Plenarsitzungen wird von einer AG geplant, die nach aussen komplett offen ist, jeder kann dabei mitmachen.» Diese Offenheit der Protestbewegung wird auch von den übrigen Studierenden

begrüsst: «Was ich richtig gut finde, ist die Organisation, die ohne Hierarchien funktioniert. Es gibt keine Wortführer oder ähnliches und die Moderation des Plenums wird von unterschiedlichen Leuten geführt», meint Lena, die in Wien Gender Studies studiert.

Die Forderungen der Besetzer variieren von Uni zu Uni. Gemeinsam ist ihnen jedoch die Kritik am Bologna-System, dass den Protestierenden zufolge die Verschulung des Studiums fördert und zu sehr nach privatwirtschaftlichen Interessen ausgerichtet ist. Die Uni Zürich fordert konkret die Abschaffung der Anwesenheitspflicht bei Lehrveranstaltungen, das Stimmrecht aller betroffenen Stände im Unirat und einen Ausbau des Stipendiensystems. Ein Ende der Besetzung ist zumindest in Wien noch nicht in Sicht. Das liegt vor allem am Engagement der Studierenden, die ihre Rolle als Besetzer durchaus ernst nehmen: «Es wird wirklich ein Programm geboten, so gibt es Filmvorführungen, Vorträge und die Arbeit in den Arbeitsgruppen. Zudem werden Schlafplätze und die Verpflegung gut organisiert», erzählt Lena. Erste Erfolge konnte man auch schon erzielen. So stellte Minister Hahn den Universitäten in einer Art Beschwichtigungsgeste zusätzliche 34 Millionen Euro zur Verfügung und lädt Ende November zu einem österreichischen Hochschuldialog. Ob es in der Schweiz zu ähnlichen Entwicklungen kommen könnte, ist noch nicht absehbar. Mit der Kürzung von Stipendien und der möglichen Erhöhung der Studiengebühren ist aber auch für die Schweizer Studierenden genug Protestpotential vorhanden.

## Der zerbrochene Stuhl

Am historischen Seminar geht es heiss her. Die Unileitung widmet gegen den Willen der Dozierenden einen bisherigen Lehrstuhl um. Wer steckt wirklich dahinter?

Machtspiele um die Besetzung eines Lehrstuhls am historischen Seminar.



Hans-Jörg Gilomen wird Ende nächsten Semesters emeritiert. Anstatt den Lehrstuhl neu zu besetzen, entschied sich die Unileitung zu einer Umwidmung. Aus dem Lehrstuhl «Geschichte des Mittelalters mit Berücksichtigung der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Spätmittelalters» wird einer der Neuzeit. Dies, obwohl sich alle Dozierenden in der Seminarkonferenz des historischen Seminars gegen die Umwidmung aussprachen.

Der Vorstand der Philosophischen Fakultät setzte daraufhin die Seminarkonferenz unter Druck. Der damalige Dekan Reinhard Fatke warnte, dass die Universitätsleitung den Lehrstuhl womöglich streiche, falls sich die Dozierenden nicht für eine Umwidmung entschieden. «Wir haben diesem Druck standgehalten und auf unserer Position beharrt», beteuert Philipp Sarasin, Seminarvorsteher des

Historischen Seminars, «allerdings können wir gegen den Entscheid der Unileitung nichts unternehmen.»

Weshalb hat die Unileitung gegen die Meinung der Dozierenden entschieden? «Wir haben auf ausdrücklichen Wunsch des Fakultätsvorstandes hin entschieden», erzählt Otfried Jarren, Prorektor der Geistes- und Sozialwissenschaften. «Das ist ja der Hammer!», ereifert sich Hans-Jörg Gilomen. «Dann hat der Fakultätsvorstand also gegen unseren Willen gehandelt.» Der Vorstand fürchtete wohl den Verlust eines Lehrstuhles. Doch Jarren wiegelt ab: «Die Streichung eines Lehrstuhls stand nie zur Debatte.»

Weshalb hat denn der Fakultätsvorstand so entschieden? Am besten dazu Auskunft geben könnte der Neuzeitprofessor Bernd Roeck. Der einzige Histori-

ker in diesem Vorstand sprach sich auch als einziger in der Seminarkonferenz von Anfang an für eine Umwidmung aus. Nach mehreren telefonischen Anfragen liess er per Email verlauten, dass «diese Entscheidung damals ohne sein Zutun geschehen» sei, da er sich «als künftiger Dekan nach dem Gebot der Korrektheit aus diesem Geschäft» herausgehalten habe. Er könne dazu also nichts sagen.

### Fehlende Wertschätzung

Der Fachverein Geschichte möchte nun aber Antworten. In einem Brief an die Universitätsleitung sprach er sein Bedauern über die Lehrstuhlumwidmung aus. Ausserdem forderte der Fachverein eine Stellungnahme der Unileitung und die Wiederbesetzung von Gilomens Lehrstuhl. Manuel Zürcher vom Fachverein macht sich nichts vor: «Wir werden die Unileitung nicht dazu bewegen, sich umzuentcheiden, aber es soll darüber diskutiert werden! Wir erhielten nie die Möglichkeit, uns dazu zu äussern.»

Die Leidtragenden seien die Studierenden. Ihnen werde einer der beliebtesten Lehrstühle des Mittelalters weggenommen. Die Universitätsleitung entgegnet, die Neuzeit werde von den Studierenden sehr viel stärker nachgefragt und deswegen müsse man diesen Bereich weiter ausbauen. Dies geschieht nun – auf Kosten des Mittelalters.

Die fehlende Wertschätzung des Mittelalters wird Gilomen schon bald in der «Vierteljahrsschrift für Wirtschaft und Sozialwissenschaft» – einer hoch angesehenen Publikationsreihe – kritisieren. Diese Kritik muss die Universität wohl oder übel hinnehmen.

Kalter Wind weht mir um die Ohren. Ich hätte doch einen Schal mitnehmen sollen. Jetzt stapfe ich im Irchelpark mit meinen Turnschuhen durch den Schlamm und fluche, weil ich die ersten Anzeichen für den einkehrenden Winter nicht erkannt hatte. Wie etwa die weihnachtlich eingerichteten Geschäfte oder die Verunstaltung der ETH wegen des Polyballs. Nicht einmal bei der Weihnachtsbeleuchtung war mir ein Licht aufgegangen. Und jetzt wird mir auch noch ein Flyer entgegengehalten. «Gott weiss und sieht alles» steht drauf. Soso...

Blind vor Wut stapfe ich weiter. In der Cafeteria angekommen, nehme ich mir einen Kaffee, der meine trüben Gedanken etwas aufhellen – oder erleuchten – soll? Schliesslich trifft auch mein Auftraggeber ein. Ein junger Akademiker, der es auf der Karriereleiter weit gebracht hat, bis zum Oberassistenten. «Sie müssen uns helfen, wir vermissen ein Versuchskaninchen.» – «Vielleicht ist es ja jetzt besser dran?» – «Sie verstehen nicht. Bei der Versuchsperson handelt es sich um einen Studenten. Wir haben ihm eine beträchtliche Dosis an Medikamenten verpasst. Er kam auf einen üblen Trip. Lieber nackt als im Pelz, soll er noch gerufen haben, nachdem meine Assistentin ihn daran erinnert hatte, dass er ein Versuchskaninchen sei. Hat sich die Kleider vom Leib gerissen und ist verschwunden.»

Ich brauche noch ein bisschen Weihnachtsgeld, also übernehme ich den Fall. Ein Kaninchen fängt man wohl am besten mit einem Köder. Deshalb kaufe ich mir zum ersten Mal im Leben ein vegetarisches Mensamenü und gehe damit auf die Pirsch. Während ich so mit dem Kaninchenfutter in der Hand am blöd grinsenden Flyer-Verteiler vorbei gehe und über die Situationskomik nachdenke, komme ich mir ein bisschen vor wie im Wunderland. Leider scheint das Menü nicht appetitlich genug. Also versuche ich es einmal mit umgekehrter Psychologie und mache rein gar nichts. Mit Erfolg, denn plötzlich schreit der Flyer-Typ neben mir vor Schreck auf. Tja, das hat er wohl nicht kommen sehen.

## Ohne SUZ geht nichts Eine kleine Minderheit hat den StuRa gewählt. Sein begrenzter Einfluss kann die Studierenden nicht mobilisieren. Dies soll sich bald ändern.

Der Studierendenrat (StuRa) tritt bei den Wahlen auf der Stelle. Die Beteiligung ist verglichen zum Vorjahr zwar marginal angestiegen, doch mit 7,92 Prozent noch immer tief. Gewählt wurde lediglich an der Medizinischen (5,99 Prozent), der Rechtswissenschaftlichen (6,29 Prozent) und der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, welche mit 11,35 Prozent erneut die höchste Stimmbeteiligung für sich beansprucht. Insgesamt waren lediglich 9381 Studierende überhaupt stimmberechtigt, da abgesehen von den oben erwähnten Fakultäten stille Wahlen stattfanden. Das heisst, es fanden sich nicht genügend Freiwillige, die für den StuRa kandidieren wollten. Eigentlich hätte der Rat 70 Sitze, 16 davon werden im kommenden Jahr aber leer bleiben – doppelt so viele Sitze wie noch im Vorjahr.

### Die SUZ muss her!

Es gibt zwei Gründe, weshalb sich so wenig Studierende bereit erklären, freiwillig an der Uni zu politisieren. Erstens wird der zusätzliche Aufwand nicht ausdrücklich anerkannt, denn es gibt kein Diploma Supplement, welches das Engagement würdigt. Und zweitens bleibt der Einflussbereich des StuRa begrenzt. Solange sich die Studierenden nicht in einer verfassten Körperschaft organisieren können, bleibt ihr Einfluss auf die Universität gering.

Einen entsprechenden Antrag hat der StuRa bereits im Kantonsrat eingereicht. Die öffentlich-rechtliche Studierendenschaft der Uni Zürich (SUZ) hätte sehr viel mehr Möglichkeiten. Sie könnte studentische Organisationen wie beispielsweise die Fachvereine finanziell unterstützen und diese könnten ihr

Angebot weiter ausbauen. Dabei würde die SUZ das universitäre Budget sogar um 150'000 Franken entlasten, da sie Mitgliederbeiträge erheben könnte. Vor allem aber hätte eine SUZ mehr Handlungskompetenzen und könnte selbstständig Mandate übernehmen und Verträge unterschreiben.

Erst wenn der StuRa seinen Einfluss massiv steigern kann, steigen wohl auch die Beteiligung und das Interesse der Studierenden. Dies hängt nun vom Kantonsrat ab. Lehnt er die SUZ ab, wird sich der StuRa auch in den nächsten Jahren mit einer Wahlbeteiligung von unter zehn Prozent zufrieden geben müssen.

### RESULTATE STURA-WAHLEN 2009

#### Sitzverteilung im StuRa

die.Fachvereine.ch	20 (-4)
kriPo	8 (-6)
Bolognese	2 (+1)
Skalp	9 (-4)
Grüne Fraktion	2 (-1)
Sinologie	1
FV Islam	1 (-1)
Liberales	1 (-1)
Die Gutmenschen	3 (neu)
Polito	5 (neu)
Move	1 (neu)
Geo	1 (neu)

#### Wahlbeteiligung nach Fakultäten:

MEF	5,99%
RWF	6,29%
WWF	11,35%
THF	stille Wahl
PHF	stille Wahl
Vetsuisse	stille Wahl
MNF	stille Wahl
Gesamtwahlbeteiligung	7,92%

## Neben dem Studium ein Schulzimmer aufgebaut

Ob in Ghana, Palästina oder Togo. Die KfE bietet Studierenden die Möglichkeit, sich sozial und international zu engagieren. Doch das Interesse ist gering und die Projektideen häufen sich.

Mélanie Aardalsbakke mit Schulkindern aus Adwuman.



Überschwemmungen in Ghana, September 2007. Die Fluten zerstören sämtliche Infrastrukturen der Children House School in Adwuman. Fortan werden die Kinder in den Trümmern des Lehmgebäudes unterrichtet.

Die Ethnologiestudentin Mélanie Aardalsbakke besucht im Januar 2008 während ihrem Ferienaufenthalt in Ghana die zerstörte Schule und ist schockiert über die miserablen Zustände. Zurück in der Schweiz wendet sie sich an die Kommission für Entwicklungsfragen (KfE). Ihr Anliegen: Ein neues Schulzimmer bauen. Dies war der Beginn ihrer Mitarbeit in der KfE.

### Jeder kann mitarbeiten

Die KfE ist eine studentische Organisation der Uni und der ETH. Sie bietet interessierten Studierenden die Möglichkeit,

sich in der Entwicklungszusammenarbeit zu engagieren. Die Projektideen entspringen meistens aus persönlichen Interessen der Mitglieder. Sie kommen, wie Vorstandsmitglied Mélanie, von einem Aufenthalt in einem Entwicklungsland mit konkreten Ideen und lokalen Kontaktpersonen zurück in die Schweiz. Jeder Studierende, der einen Einblick in die internationale Zusammenarbeit gewinnen will, kann mitarbeiten.

### «Zu wenig Interessierte»

Doch wer dies noch nie gemacht hat, wird ins kalte Wasser geworfen. Mélanie ist sich dessen bewusst und gibt ihr gesammeltes Wissen in einer Einführung an die neuen Mitglieder weiter. Auch ihr Ghanaprojekt ging vorerst schleichend voran, nicht zuletzt aufgrund mangelnder Erfahrung. In offenen Sitzungen dis-

kutieren alle Interessierten unter der Leitung des Vorstandes ob ein Projekt realisierbar ist. Dabei sei das Vertrauen in die Kontaktperson vor Ort ausschlaggebend für eine gute Zusammenarbeit. Gleich an der Sitzung können sich alle Anwesenden für die Mitarbeit der vorgeschlagenen Projekte melden, so bildet sich die Arbeitsgruppe. «Momentan haben wir jedoch eher zu viele Projektideen und zu wenig Interessierte», so Vorstandsmitglied Rahel Fuchs, und Mélanie Aardalsbakke beteuert: «Viele wissen gar nicht, dass es die KfE gibt.»

### Projekte in Palästina und Togo

Da es für die Themenbereiche der Projekte keine Richtlinien gibt, sind deren Inhalte sehr verschieden. Ein aktuelles Projekt unterstützt den Verkauf von handgemachten Produkten palästinensischer Frauen in einem Flüchtlingslager in Bethlehem. Ziel ist es, in der Schweiz einen Absatzmarkt für die Produkte der Frauen zu finden, um so deren ökonomische Lage zu verbessern. In Togo setzt sich die KfE mit einem weiteren Projekt für die Umsetzung der SODIS-Methode ein, welche mittels Sonnenlicht Krankheitserreger im Wasser zerstört und somit zur Verbesserung der Trinkwasserqualität beiträgt.

Im August 2009, eineinhalb Jahre nachdem der erste Samen gesät wurde, betritt Mélanie das fertige Schulzimmer in Adwuman. Sie zeigt sich zufrieden mit dem Resultat und hat sich weitere Ziele gesteckt: Der Bau von Latrinen steht in Planung. Der Abschluss des einen ist somit Anfang eines neuen Projekts.

[www.kfe.uzh.ch](http://www.kfe.uzh.ch)

## Die Fackeln sind erloschen

Was die Bewegung im Ausland heute will, forderten wir in Zürich schon in den 90er Jahren. Trotzdem dürfen wir uns nicht auf den Lorbeeren ausruhen.

Text: Sabina Galbiati

Illustrationen: tobiasnussbaumer@hotmail.com

Fackeln, Kerzen und Laternen erleuchteten die engen Gassen des Niederdörfli. 8000 Studierende, Gymnasiasten und Dozierende ziehen von der Uni zum Münsterhof. Auf Leinentüchern tragen sie ihre Anliegen an die Öffentlichkeit. «No more Buschor», lautet die Parole. Deutlicher gehts nicht. Der damalige Bildungsdirektor des Kanton Zürichs steht für alles, wogegen die Studierenden sich wehren. An der «Lux-Parade» verschaffen sie ihren Anliegen Luft und zwar richtig. Vor dem Münsterhof fordern die Demonstrierenden «Nehmt uns ernst, gebt uns Bildung!». Sie setzen sich damit gegen den drohenden Bildungsabbau, gegen die Studienzeitsbegrenzung von zwölf Semestern, gegen höhere Studiengebühren und den Numerus Clausus zur Wehr. Das war am 28. November 1996.

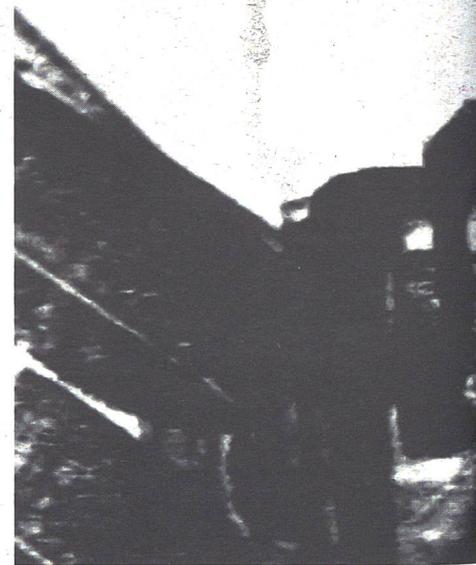
### Die aufmüpfigen Jahre sind vorbei

Mit der «Lux-Parade» bäumte sich die Studierendenschaft für lange Zeit das letzte Mal gegen die Bildungsdirektion des Kantons auf. Die Luft war draussen. Heute haben sich die Studierenden an die Studiengebühren gewöhnt. Auch der zunehmende Einfluss der Privatwirtschaft hat bis vor kurzem bei den Studierenden noch keine hohen Wellen geschlagen. Mit der Besetzung von Lehrstühlen hapert es nach wie vor. Wenn die Universitätsleitung Lehrstühle neu besetzt, orientiert sie sich primär an den Errungenschaften in der Forschung, anstatt die didaktischen Qualifikationen der Professoren zu prüfen. In jeder 15-Minuten-Pause kann man Diskussionen über schlechte Dozierende und Bologna-Schikanen mithören. Es verblüfft,

dass diese Stimmen so lange nicht laut wurden. Die aufmüpfigen Jahre schienen vorbei zu sein. Stille hatte Einzug gehalten im Elfenbeinturm.

Ganz anders ist die Situation für österreichische und deutsche Studierende. Ihnen müssen die Studienbedingungen an den Schweizer Universitäten paradiesisch erscheinen. Bei unserem östlichen Nachbarn betreut ein Dozent im Schnitt 194 Studierende. Zum Vergleich: An der Uni Zürich sind es 56 pro Professor. Die Devise, jeder soll studieren, was er will, solange er will, wo immer er will, scheint nicht zu funktionieren – weder in Österreich noch bei uns. Denn bereits 1993 gingen Zürcher Studierende mit der Forderung «Bildung für alle!» auf die Strassen. Die Möglichkeit zu studieren sollte fortan nicht mehr vom Einkommen der Eltern abhängen. Zudem sollte das Studienangebot in Zürich trotz Geldnöten nicht abgebaut, sondern vergrössert werden. Der Erfolg blieb aus.

Die Folgen einer solchen Bildungspolitik erleben wir zur Zeit in Österreich. Diesen Unis wurden die fehlenden Studiengebühren und der Slogan: «Studiere, was du willst, solange du willst» zum Verhängnis. Denn dieses verführerische Angebot lockte die deutschen Nachbarn in Scharen nach Wien, Graz, Linz und andere österreichische Universitätsstädte. Deutsche Studierende haben es in der Heimat wesentlich schwerer als im Ausland. Jeder, der studieren will, muss einen entsprechenden Notenschnitt vorweisen. Wer das nicht kann, geht an eine Uni im Ausland. Österreich ist wegen der fehlenden Studiengebüh-



ren besonders attraktiv. Betrachtet man die Situation an der Uni Zürich im historischen Kontext, so zeigt sich, dass unsere studentischen Vorgänger für dieses kleine Paradies gekämpft haben. Wir durften es uns in den letzten Jahren auf deren Lorbeeren gemütlich machen.

Nur ein Zwischenfall im vergangenen Mai sorgt für heisse Köpfe: Ein kleines Komitee namens «Uni von unten» (Uvu) wehrte sich im vergangenen Frühling gegen öffentliche Vorträge von Daniel Vasella, Peter Brabeck und Jean-

Hat die Protestbewegung nun endlich Zürich erreicht...



Pierre Roth, allesamt Topmanager, die laut Uvu «an der Uni Zürich ihre Geschäfte in ein sonniges Licht rücken.» Damit gäbe «die Universität Zürich die unabhängige und kritische Reflexion gesellschaftlicher Verhältnisse preis», heisst es im Aufruf von Uvu, als sie im Mai zum Protest rufen. Um es beim Namen zu nennen: Die Universität verliert ihre Autonomie. Rund 70 Studierende machen daraufhin am 12. Mai diesen Jahres mobil. In einer Demonstration ziehen sie vom Deutschen Seminar zur

Uni Zentrum, also circa 150 Meter weit. Ihre Botschaft, Vasella «not welcome» ist ebenso provokativ wie damals jene der «Lux-Parade» und jene, die uns vor kurzem aus dem KOH-B-10 der Uni Zürich erreichte.

Weil das Schweizerische Institut für Auslandsforschung (SIAF) nur neoliberale und neokonservative Redner eingeladen habe, fühlten sich einige Studierende betupft und hintergangen. Sie forderten, dass es an der Uni freie Meinungsäusserung geben müs-

### «Der finanzielle Zustupf aus der Privatwirtschaft ist eine grosse Versuchung für die Universität»

se, verboten den Managern aber mit ihrem «not welcome» unbeabsichtigt den Mund. Damit führten sie ihre eigene Forderung ad absurdum.

#### Absurdes Szenario

Die Situation an der Uni Zürich ist zwiespältig. Einerseits tätigt gerade die Privatwirtschaft Investitionen in Bildung und Forschung, andererseits erlangt sie auf diese Weise auch mehr Einfluss auf unser Bildungssystem. Für viele Studienrichtungen ist die Zusammenarbeit mit der Privatwirtschaft enorm wichtig. Sie ermöglicht die Grundlagenforschung. Gerade bei weniger bekannten Fächern, wie Lebensmittelmikrobiologie, sind die Partner gleichermassen voneinander abhängig. Es versteht sich, dass für grosse Unternehmen wie UBS, Nestlé oder Novartis, top ausgebildete Arbeitskräfte eine wichtige Investition sind. Sie wollen mitmischen. Umgekehrt ist der finanzielle Zustupf aus der Privatwirtschaft eine grosse Versuchung für die Universitätsleitung und den Universitätsrat. Im Jahresbudget der Universität schlagen die Drittmittel aus der Privatwirtschaft mit 42,5 Millionen Franken zu Buche. Das sind 4,9 Prozent des gesamten universitären Budgets. Kein Betrag, der die universitäre Autonomie kippen könnte. Trotzdem muss man in Zeiten von Bologna die Veränderungen im Bildungssystem und an der Uni Zürich im Auge behalten.

Sylvie Fee Michel, Präsidentin des Studierendenrats (StuRa), ist überzeugt: «Wenn die Privatwirtschaft sich in die Bildungspolitik einmischt, ist es nur eine Frage der Zeit, bis Studiengänge wie Filmwissenschaften oder Populäre Lite-

### «Aufmerksame Studierende schauen der Unileitung auf die Finger.»

raturen und Medien abgebaut werden.» Viele Phil-I-Studierende befürchten, dass Geisteswissenschaften benachteiligt werden, da sie nicht kommerzialisierbar sind.

Uvu geht davon aus, dass gerade die weniger gefragten geisteswissenschaftlichen Studiengänge in absehbarer Zeit verloren gehen. Würde die Studienvielfalt nach und nach verkümmern bis man nur noch Wirtschaft, Jurisprudenz und weitere, für den Markt nützliche Fächer studieren könnte? Zur Zeit ein absurdes Szenario: Die Philosophische Fakultät stellt 12'000 Studierende während es bei Wirtschaft und Jus 6500 sind. Laut Jahresbericht 2008 finanziert sie 5,5 von insgesamt 125 Professuren aus Drittmitteln während die Rechtswissenschaftliche und Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät zusammen gerade 1,2 Professuren von 82 aus Drittmitteln finanzieren.

Laut Sylvie Fee Michel ist ein Bildungsabbau trotzdem ein denkbares Szenario, falls die Studierenden sich nicht selbst um ihre Bildungsansprüche kümmern.

Schon einmal haben sich Studierende aus ganz anderen Gründen gegen einen drohenden Bildungsabbau wehren müssen. In den 90er Jahren hat der Kanton kein Geld mehr für unsere Alma Mater. Er erhöht die Studiengebühren auf 600 Franken. Die Studierendenzahl verringert sich schlagartig von 21'000 auf 16'000. Die Unileitung baut die Zahl der Lehrstühle ab. Diverse Lehrveranstaltungen streicht sie ganz. Theo Schmied, der damals Mitglied im StuRa war, erinnert sich: «Wir haben damals symbolisch Lehrstühle zu Grabe getragen. Lehrstühle

...oder sind es nur einige Wenige, allein auf weiter Flur?

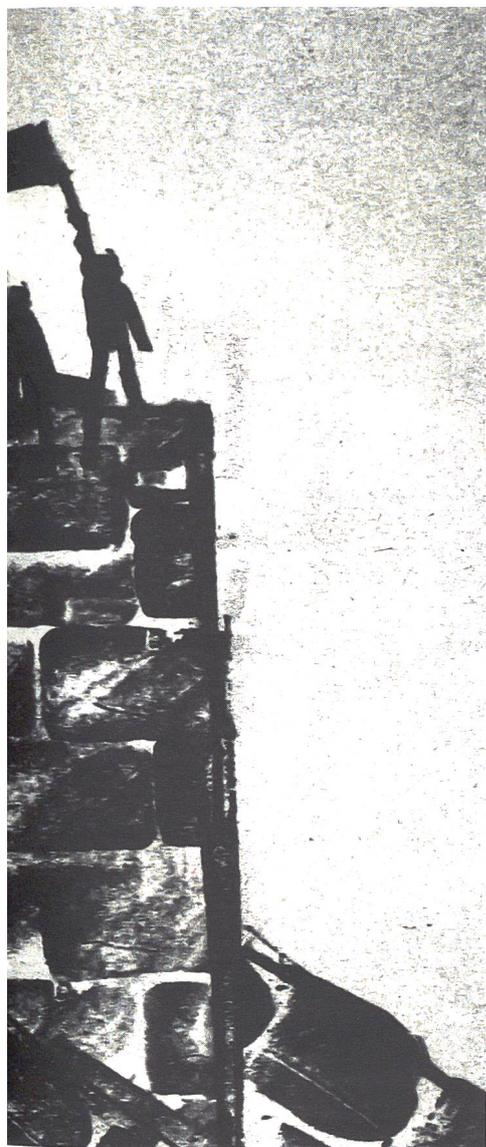


die auf Grund von Sparmassnahmen leer blieben, taufte wir kurzerhand Leerstühle». 1993 protestierten 2500 Zürcher Studierende unter dem Motto «Bildung für alle» gegen diesen Bildungsabbau.

#### Ökonomisierte Bildung

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass aufmerksame Studierende der Unileitung und dem Unirat auf die Finger schauen. Sie wollen auf die Verwirtschaftlichung der Bildung aufmerksam machen. Seit den Aktionen im Mai

hat sich daher einiges getan. Der Unmut über die Umsetzung der Bolognareform ist wieder in den Vordergrund gerückt. Gerade das Bolognasystem ist europaweit unbeliebt, nicht nur bei den Studierenden, sondern auch bei Dozierenden. Nichts funktioniert wie es sollte. Die Mobilität hat abgenommen. Die Zahl der Studienabbrecher nimmt zu. Die Anerkennung von ECTS-Punkten an den Unis ist alles andere als geregelt. Dozierende beklagen hinter vorgehaltener Hand, dass die Studierenden sich nicht mehr



der grosse, rote Apfel hängt verführerisch tief zur Zeit. Die Stimmen sind erneut laut geworden. Dieses Mal jedoch wählt Uvu einen anderen Weg.

Sie organisiert am 17. November im Rahmen der Internationalen Aktionswoche unter dem Motto «Our Education ist not for sale» einen Informations- und Diskussionstag. Nachdem die Protestaktionen bei unseren Nachbarn auch die Studierenden in Zürich für die Schieflage der Bildungspolitik sensibilisieren, wird der Aktionstag zu einem Erfolg mit Folgen. Angeheizt von Basel und Wien besetzen die Studierenden den grössten Hörsaal im Unizentrum. Gemeinsam arbeiten sie ihre Standpunkte aus. Die Wiener unterstützen die Zürcher mit ihrem Know How. Informationen wie: «60 Besetzer reichen aus» oder dass die absolute Transparenz für die Kommunikation mit den Medien wichtig für den Erfolg sei, hilft den unerfahrenen Zürcher Protestierenden. In der Nacht auf Mittwoch ist die erste Medienmitteilung verfasst: «Wir sind gegen die Ökonomisierung der Bildung und gegen Sparmassnahmen in der Bildung! Wir solidarisieren uns mit allen Betroffenen und wir akzeptieren die Ergebnisse von Bologna in dieser Form nicht!» Diese Standpunkte klingen milder als jene, die im Vorfeld per Flyer proklamiert wurden: «Wir fordern die Aufhebung der Bologna-reform, die Auflösung des Unirats, die Abschaffung der Studiengebühren und den Ausbau des Stipendienwesens.»

#### **Wann müssen wir auf die Strassen?**

Wie Sylvie Fee Michel berichtet, wurden am 16. November im Zürcher Kantonsrat Anträge zur Budgetdebatte andiskutiert.

### **«Die Umsetzung von Bologna hat zu einer Ökonomisierung des Studiums geführt.»**

Laut Michel will der Kantonsrat das Budget für die Uni um 22 Millionen Franken kürzen und gleichzeitig die Studiengebühren verdoppeln. Das würde heissen, die Studierenden steuern mit ihren Studiengebühren statt 23 Millionen neu 46 Millionen Franken zum Unibudget bei. Sollten die Gebühren nicht erhöht werden, müsste die Universität ihre Leistungen massiv abbauen. Im Falle des ersteren, würden die Studiengebühren neu 5,3 Prozent des gesamten universitären Ertrags ausmachen. Das ist für die Uni ein Tropfen auf den heissen Stein, für die Studierenden aber führt das zu schmerzenden Löchern im Portemonnaie. Gerade in einer Zeit, in der Bologna herrscht und die Studierenden immer weniger Zeit haben, um nebenbei zu arbeiten, würde das wieder zu Zuständen wie 1996 führen, als sich nur die finanziell gut betuchten eine universitäre Bildung leisten konnten. Dann würde auch der Studierendenrat wieder zu einer «Lux-Parade» aufrufen. «Allerspätestens wenn es soweit kommt, gehen wir mit Sicherheit wieder auf die Strassen!», versichert Sylvie Michel. Im Moment sind die Studierenden jedoch gezwungen zu warten, bis sich die Fronten gebildet haben und sich die Forderungen, Kürzungen, Abschaffungen und Reformen herauskristallisieren. Sollte die Universität Zürich nach dem verbotenen Apfel der Privatwirtschaft greifen, wird es früher oder später wieder heissen: Fackeln, Kerzen und Laternen erleuchten die engen Gassen des Niederdörfli. 8000 Studierende, Gymnasiasten und Dozierende ziehen von der Uni her zum Münsterhof. Auf Leinentüchern tragen sie ihre Anliegen an die Öffentlichkeit.

für ihre Lehre interessieren, sondern nur noch, was sie auswendig lernen sollen, um die Prüfungen zu bestehen. Kurz: Die Umsetzung von Bologna hat zu einer Ökonomisierung des Studiums geführt.

Wie die Vergangenheit gezeigt hat, mussten Studierende immer wieder für ihre Bildung kämpfen. Die Protestaktionen der letzten Jahrzehnte lassen sich beinahe zyklisch darstellen.

Allem paradiesischen Schein zum Trotz, haut die Studierendenschaft der Unileitung erneut auf die Finger, denn

## Die Endstation

Manch lange Nacht endet in der Gräbli-Bar. Für viele ist die Bar eine Art Zuhause. Auch für uns, zumindest für 24 Stunden.

Text und Bilder: Lukas Messmer und Christian Kündig

Auf der Strasse verzieht sich der Nebel, beziehungsweise der Zigarettenrauch. Der Geist wird klarer, die ersten Spatzen pfeifen von den Dächern. Es ist 10 Uhr. Seit 14 Stunden hat niemand die Bar gelüftet, der Rauch tausender Zigaretten wabert noch aus der offenen Türe, die hinter uns ins Schloss fällt. Zur selben Zeit vor einem Tag standen wir an der gleichen Stelle, gingen jedoch in die umgekehrte Richtung. Wir betraten die Bar, um für 24 Stunden nicht mehr hinaus zu kommen. Das ist lange her.

### Prügeleien am Vormittag

Es ist 10 Uhr, als ich im Niederdorf ankomme. Alleine. Messmer hat verschlafen und nimmt einen späteren Zug. Ich geselle mich also an die Bar und bestelle einen Kaffee, als offensichtlicher Fremdkörper in dieser Szene. Den Espresso kriege ich trotzdem, sogar ungefragt mit einem Glas Wasser. Während ich im Dämmerlicht erfolglos versuche, einige Zeilen der NZZ zu entziffern, entsteht links am Tresen plötzlich Radau. Ein deutscher Gast muss Faustschläge von seinem Nachbarn, nennen wir ihn Rudolph, einstecken. Bier wird ausgeschüttet, Barkeeper Alex sowie ein Kasten von einem Mann mit «Security»-Bomberjacke trennen die beiden Streithähne.

Ich habe verschlafen. Als ich die Bar betrete, sitzt Kündig bereits am Tresen und schlürft Kaffee. Der Boden ist voller Bierflecken und zerbrochenem Glas. Eine weisshaarige, alte Frau sitzt in der Ecke, brabbelt Worte wie «Scheisse», «Arschloch» und «Hölle» und beginnt plötzlich zu weinen. Vor ihr stehen zwei Aschenbecher mit drei angerauchten

Zigaretten, die alle noch brennen. Ich bestelle ebenfalls Kaffee.

### Ein Höllenschlund

Ein Schlund ist sie, die Gräbli-Bar. Ein brauner, dunstiger, stinkender Schlund, der Menschen verschluckt und nicht allzu bald wieder ausspuckt. Willkürliche Figürlein und Schildchen zieren den Tresen, eine Bilderserie vom Zirkus Knie klebt an den Wänden. Direkt über unseren Köpfen hängt eine lotterige Klimaanlage an der Decke, wie das Schwert des Damokles. Die Barhocker haben rekordverdächtiges Gewicht, ob durch Zufall, als Diebstahlsicherung oder zwecks Gleichgewichtshilfe, nützlich ist es auf jeden Fall. Mitten im Raum steht ein Automat mit Studentenfutter, Pistazien und Trockenfrüchten. Für zwei Franken gibts eine kleine Konservendose davon.

Es ist Schichtwechsel, Barkeeper Alex rechnet ab und verabschiedet sich. Seine Ablösung Günther wischt den Boden und rückt die Hocker zurecht. Er versucht, die Bar in Ordnung zu bringen und von Altlasten zu entrümpeln. «Du gahsch jetzt hei, alti Guggere», herrscht er die weisshaarige, alte Frau an. Es nützt nichts, sie wird noch gute acht Stunden hier sein. «Es wird nicht geschlafen am Tresen, ist das klar?!», brüllt Günther durch den Raum. Er schlägt den Schlafenden auf den Rücken, keine Reaktion.

### Becherovka ist privat

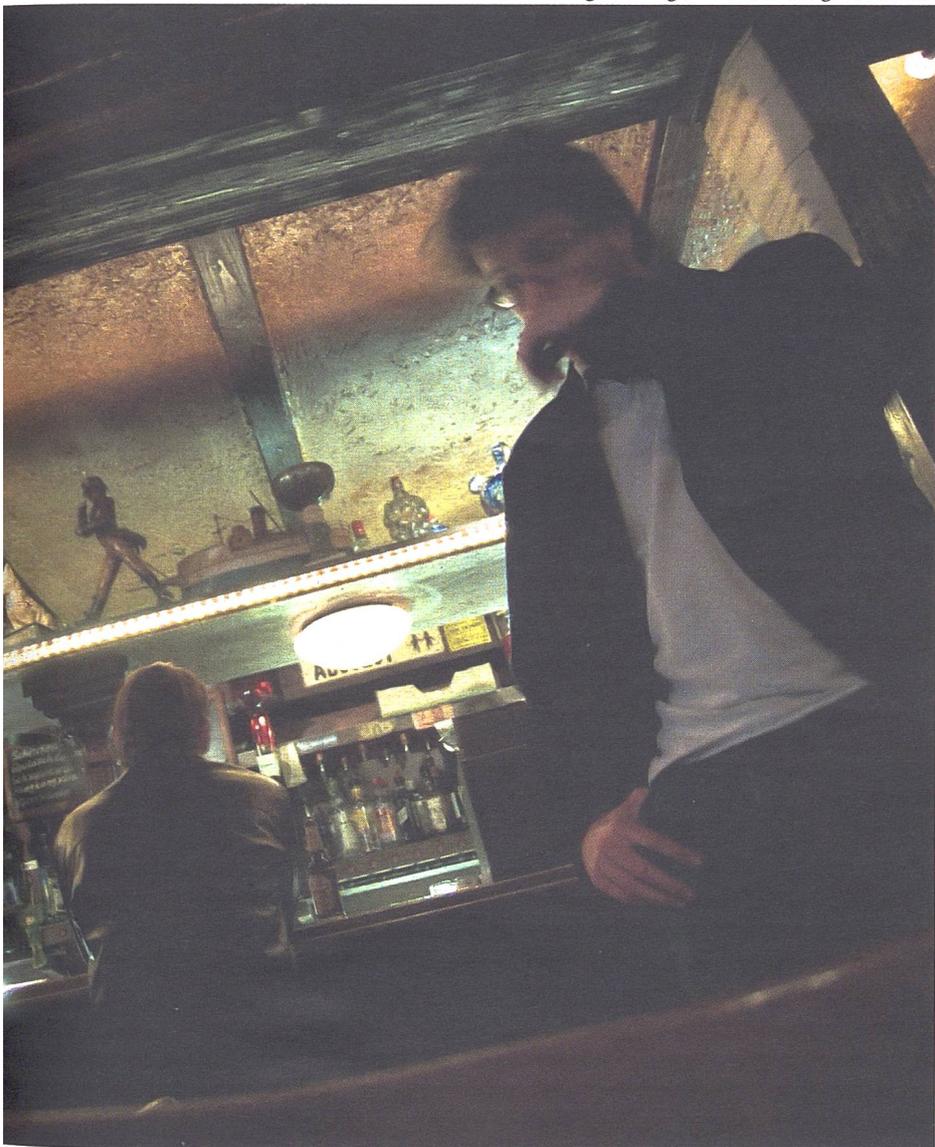
Gegen Mittag wird das Ambiente angenehmer, Günther stellt das Licht schrittweise heller. Ein einzelner Mann möchte Becherovka bestellen. «Haben



wir nicht!», herrscht ihn Günther an. «Doch, da steht er ja!» – «Der ist nicht im Angebot, das ist meine Privatflasche!», stellt er klar.

Dass die Gräbli-Bar kein harmloses Pflaster ist, verrät eine kurze Recherche. Es existiert ein mittlerweile gut zehn Jahre altes Obergerichtsurteil gegen die Gerantin der Bar. Ein Kübel mit Eiswürfeln und Wasser flog in Richtung einer ungeliebten Gästin mit Hausverbot, es floss Blut. Was genau passierte, konnte auch das Gericht nicht klären, die NZZ

Im Dämmerlicht der Bar ist es dunstig. Kündig (rechts) ist langsam müde.



«Die weisshaarige Frau ist unterdessen weggetreten, ihren Kopf hat sie zwischen Aschenbecher und Rotweinglas gelegt.»

geschalteten Licht kann Kündig wenigstens gut Zeitung lesen. Messmer büffelt spanische Vokabeln. Aus den Lautsprechern schallt die «Pure Lust am Leben» von Geier Sturzflug. Wir bemerken davon nicht viel. Bis wir Ibrahim treffen. Er ist schwul und sitzt im Rollstuhl. Zu viert sitzen wir am Tisch, zwei Kollegen, die uns besuchen und wir – alles junge Männer. Ibrahim setzt sich zu uns. Er ist fröhlich, offen und herzlich. Es scheint ihm zu gefallen, aus dem Nähkästchen zu plaudern. Einmal sei ein Heterokollege bei ihm zuhause gewesen und habe die Nummer des Pornokanals von seinem Fernseher wissen wollen. Nur kurz sei er in der Küche gewesen und kaum zurück, da sei der Kollege schon am «Hobel» gewesen. «Dann hatten wir drei Stunden heftigsten Schwulensex, so richtig durchgenudelt habe ich ihn», erzählt er. Eigentlich mache er aber keine Heteros an.

Nach zwei Stunden Flirterei findet Ibrahim, Messmer sei der Schönste am Tisch, Kündig der Zweitschönste. «Man muss nur mit der Brille, der Frisur und vor allem den Kleidern was machen, dann ist er aber auch schön», sagt er. Seine Plauderei hat ein Ende, als er ein SMS vom Freund empfängt, dass der sich beim Abwasch die halbe Hand aufgeschnitten habe. Mit schockiertem Gesicht will er zurückschreiben, kann das SMS aber nicht senden und bittet uns um Hilfe. Der Freund ist als «Schatzibümsi» gespeichert. Ibrahim ist 47 Jahre alt. Im Hintergrund spielt Mani Matter seine Balladen.

Im Tageslicht sieht die Gräbli-Bar aus wie eine Dorfbeiz vom Lande, mini-

schrieb darauf von einem «zwiespältigen» und «finsternen» Ort.

Gegen 13 Uhr knurren unsere Mägen. Draussen kündigt die Gräbli-Bar in grossen Lettern an, dass sie auch warmes Essen anbiete. Also bestellen wir die Speisekarte, Messmer ordert Weisswürste, Kündig entscheidet sich für Siedfleisch mit Salzkartoffeln und Bohnen. In der Wartezeit stellt Nella Martinetti die noch untrainierten Musiknerven auf die Probe und Günther wagt einen nächsten Versuch, Rudolph zu we-

cken. «Lueg mer id Auge!» Keine Chance. «Entweder du gahsch oder mir holed en Krankewage oder du gahsch det ufd Bank go schlafe», droht ihm Günther. Es hat keinen Zweck. Die weisshaarige Frau ist unterdessen weggetreten, ihren Kopf hat sie zwischen Aschenbecher und Rotweinglas gelegt. Im Hintergrund ertönt Ballermannmusik.

#### **Einen Hetero durchgenudelt**

Die frühen Nachmittagsstunden verlaufen gemächlich, dank dem nun ganz an-

Um 3 Uhr hat Messmer (links) die grosse Krise.

### «Peter schiebt sich den Happen Gras in den Mund.»

aturisiert, vom Jassvolk entrümpelt und mit städtischen Originalen aufgefüllt. Daneben sitzen Sozialfälle und alte Herren, die alleine ein Glas Wein schlürfen und auf die Tischplatte starren. Gesprochen wird nicht viel, über dem Tresen gegangen schon.

Die Kundschaft ändert ständig: Tagsüber sitzen Rentner einsam an den Tischlein, Geschäftsmänner in Anzügen kippen über Mittag einen Gin Tonic, einzelne Gwundernasen trinken etwas. Beim Eindunkeln trinken sich einige Cliques für den Ausgang ein, dann leert sich die Bar wieder. Doch die Kernkompetenz der Bar liegt im frühen Morgengrauen: Als einzige im Dörfli hat sie an Wochenenden durchgehend offen. Die Bar ist um 5 Uhr zum Bersten gefüllt. Das Publikum setzt sich dann überwiegend aus gestrandetem oder nimmermüdem Partyvolk zusammen, die üblichen Stammgäste gehen unter. So geht das schon lange: Seit 1965 bewirbt die Gräbli-Bar gleich beim Central ihre Gäste, vorher hiess der Spunten «Zum Türken».

#### Marihuana zum Zvieri

Peter, auch seit dem Morgen da, setzt sich grinsend an den Tisch. Er trägt eine Strickmütze und eine blaue Helly-Hansen-Jacke. Er sieht ein wenig aus wie ein Waldarbeiter. Ibrahim begrüsst ihn als «den, mit dem ich letzte Nacht rumgemacht habe». Peter grinst weiterhin und sagt nichts. «Ich hab Mittelohrentzündung, höre nur mono», erklärt er und packt eine Blüte Gras aus: «Hät mer öppert es Bier defür?» Als niemand reagiert, schiebt er sich den ansehnlichen Happen in den Mund. «Etzt hanis



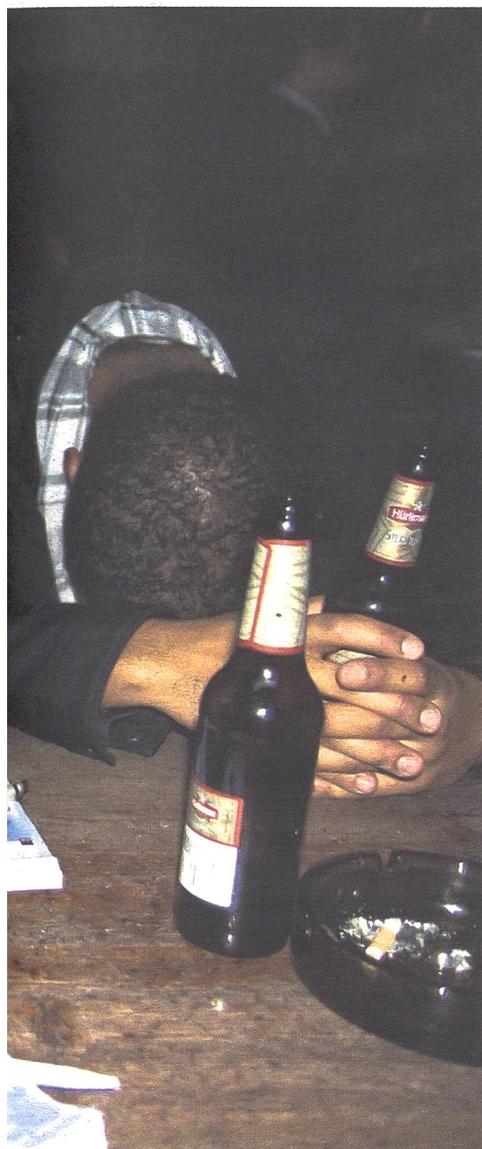
gässe», sagt er grinsend. «Uh. Hm. Nöd so guet. Das söttmer glaub nöd ässe. Weisch, rauche chanis nöd.» Aber er mache damit manchmal Tee, und den Rest der Stauden gebe er seinen Chüngeln. Die würden dann Zickzack laufen.

Wir fragen, wie lange er schon da sei? «Frög mi doch nöd so Sache!» Was ihn in diese Bar bringe? «Ja, mein Velo!» Er sei ein angefressener Biker! «Mit meinem Damenvelo häng ich noch viele ab!» Der Rosthaufen steht gleich hinter uns ausserhalb der Gräbli-Bar, am Len-

ker steckt eine Papageienfeder. Es läuft «Griechischer Wein» und Peter zeigt die Narbe von seinem Muskelriss, der das Ende seiner Rennvelo-Karriere markiert. «Bin mal mit einem 54er-Schnitt um den Zürichsee gefahren!», prahlt er mit einem stolzen Lächeln im Gesicht.

#### DJ Jukebox legt auf

Bald schon ist Mitternacht, ab sofort gilt das draussen ausgeschilderte Hundeverbot. So erschliessen sich uns hier die Bedienregeln: Bier gibts nur in Fla-



schen, Frauen bekommen dazu ein Glas. Männer nicht. Wer Wasser bestellen will, der muss das selbst am Tresen holen. Alkohol wird gebracht. Das ist gut so, denn nach 14 Stunden Bar werden wir gerne bedient. Es ist mitten in der Nacht. Der Qualm wird langsam unerträglich, die Augen brennen, der Hals kratzt, wie wenn der Barkeeper uns die vollen Aschenbecher in die Hände gekippt hätte. An den Pissoirs trifft Messmer auf Rudolph, dieser sagt, er sei seit zwei Tagen da und offeriert ihm

ein Bier. Dem Kündigung nicht. So langsam sind alle betrunken. Zu dritt, mit unserem ehemaligen Chefredaktor, schlagen wir uns die Nacht um die Ohren. So gegen 3 Uhr hat Messmer die grosse Krise, während Kündigung munter weiter trinkt. Die Müdigkeit siegt, ein Powernap bringt wieder Energie und dazu Günther die passenden Getränke: einen Vodka Red Bull, einen Kaffee und ein weiteres Sternbräu. Das muss für die restlichen sieben Stunden reichen.

Das Musikgedudel macht uns auch nicht wächer: «Hotel California» hören wir zum dritten Mal, «Morning Has Broken» zum zweiten Mal. Dank DJ Jukebox dröhnt bald etwas Moderneres aus den Lautsprechern: Rise Up – Yves LaRock. Dann Peter Fox, dann drei Stücke von Scooter. Das scheint aber auch kein Schwein zu interessieren. ZZ-Top singt auf Wunsch von unserem früheren Chefredaktor «Viva Las Vegas».

Irgendwann gegen 6 Uhr gesellen sich drei Stripperinnen aus der gleich daneben liegenden Calypso-Bar zu uns. Sie können sich nur mässig für unsere Artikel-Idee begeistern und reissen Kündigung die Seite aus dem Notizblock, als er das Erzählte notieren will. Anscheinend haben sie einige Minuten früher Feierabend gemacht, davon soll der Chef auf keinen Fall erfahren. Die tschechische Blondine, mit der Kündigung nun einen Stuhl teilt, erzählt, dass sie bereits am Nachmittag hier war und dass einige der Gäste manchmal tagelang hier verweilen. Die Frauen gehen ohne auszu trinken nach gut 20 Minuten Richtung Bahnhof. Auch unsere treue Seele, die uns seit Mitternacht die Stange gehalten

«Gut, vielleicht tendieren wir nach 20 Stunden Sternbräu auch dazu, das braune Loch zu glorifizieren.»

hat, kippt langsam. «Es genügelet», lallt er, lässt sein Bier stehen und verschwindet in die frische Morgenluft.

#### Vom Türken zur Gräbli

Die Bar ist ein Relikt in einer modernen Stadtwelt: Wo heute neue Trinkstuben aufmachen, sind sie modern, fancy, gehen mit der Zeit. Diese ist in der Gräbli-Bar stehen geblieben. Hier finden seit Jahren Charaktere wie Rudolph, Peter und Ibrahim einen Ort, wo sie plaudern, feiern und vor allem sein können. Es kommt Sympathie auf für diese Bar und ihre Gestalten. Aber im selben Moment wird uns wieder klar, dass all die fröhlichen und lustigen Gespräche unter Drogeneinfluss entstehen.

Aber trotzdem: Hier in der Gräbli-Bar musst du kein Blatt vor den Mund nehmen. Du kannst in Hawaiihemd und kurzen Hosen reinspazieren, im Anzug oder als Striptänzerin, Günther, Alex & Co. knallen dir das «Hürlimann Sternbräu» genau gleich auf den Tisch. Setzt du dich zu jemandem hin, entwickeln sich sofort Gespräche. Mal lallend, mal ernst, aber meistens lustig, offen und ehrlich. Gut, vielleicht tendieren wir nach 20 Stunden Sternbräu auch dazu, das braune Loch zu glorifizieren.

Wir stehen draussen, die Luft ist wunderbar frisch, der Kater schleicht sich bereits in die Stirnhöhlen. Peter steht neben uns, purlimunter. «Weisch, das han ich bim Fernfahre trainiert», erklärt er, schwingt sich auf sein Damenvelo und radelt davon. Rudolph sitzt drinnen noch am Tresen. Er hat uns überdauert. Um wie viele Stunden, das bleibt sein Geheimnis.



# Wo ist Waltraud? Verirrt am Irchel. Finde Waltraud und ihre verlorenen Gegenstände!



## Hornbrille

Ohne Brille ist Waltraud fast blind. Such ihre Sehhilfe, damit sie wieder ihre Skripte lesen kann.



## Studienliteratur

Waltraud ist nie ohne ihre liebsten Reklambüchlein unterwegs. Leider hat sie diese in der Irchel-Mensa verloren.

## Rote Ledertasche

Es wäre eine Schande, wenn Waltraud ihre Secondhand-Ledertasche nicht wieder finden würde.



## Kamera

Als Kunstfreundin schiesst Waltraud gerne Fotos von Gebäuden. Doch auch die Kamera ist weg!



## Regenschirm

Um sich vor herbstlichen Regenschauern zu schützen, hat Waltraud immer den Schirm dabei. Wo hat sie ihn bloss verlegt?





## Local Noise Promoter – denn Musik will gehört werden!

Text und Bild («Sleepless im Werk21»): Patrice Siegrist

Aus der Not entsteht eine Idee. Zwei Musiker organisieren aus Frust über die Schwierigkeit an Auftritte zu gelangen, ein eigenes Konzert. Sie fragen zwei befreundete Bands an und gestalten zusammen mit diesen das Abendprogramm. Überraschenderweise treffen sie voll ins Schwarze und der Abend wird zum Erfolg. Das Konzept Local Noise Promoter (LNP) ist geboren. Kurzerhand gründen die zwei Initianten zusammen mit drei Freunden einen Verein.

Dieser will jungen Bands aus dem Raum Zürich die Möglichkeit bieten, auf die Bühne zu treten ohne den sonst bei Förderprogrammen meist üblichen Wettbewerbsdruck. Vielen Bands ergeht es ähnlich wie den Gründungsmitgliedern von LNP. Nach monatelangem Schreiben und Proben der Songs würde man diese gerne einem Publikum präsentieren. Doch ohne Bühnenerfahrung, Referenzen oder der Teilnahme an einem Bandcontest ist es sehr schwer, an Gigs zu kommen. Selber ein Konzert zu orga-

nisieren, ist für viele ein zu hohes Risiko oder stellt einen zu grossen Aufwand dar. Genau da hakt LNP ein und hilft.

Seit der Gründung im April 2008 konnten bereits 43 verschiedene Bands an LNP-Events ihr Bestes geben. Die Nachwuchsbands durften im Rahmen von Themenkonzerten und der Konzertreihe Local Noise Friday ins Scheinwerferlicht treten. Ob Rock, Funk, Rap oder elektronische Musik, verschiedenste Musikstile fanden bereits den Weg in das Programm. Jedoch dominieren die krachenden Gitarrenklänge des Rocks.

LNP ist aufgrund des knappen Budgets auf erfolgreiche Events angewiesen. Daher legen sie für das zahlreiche Erscheinen des Publikums viel Verantwortung in die Hände der noch unbekannteren Bands. Sie sollen vor allem in ihrem Bekanntenkreis aktiv die Werbetrömmel rühren. Hierfür produziert LNP Flyer und stellt sie zur Verfügung. Diese Zusammenarbeit hat sich bewährt. Im Dezember findet der zwölfte Local Noi-

se Friday statt. Jeweils am letzten Freitag im Monat präsentieren sich zwei junge und unbekanntere Bands aus dem LNP-Bandpool im charmanten Ambiente des Bazillus Clubs. Im Bandpool kann sich jede in das Konzept passende Band auf der LNP-Website eintragen. Wer schon zu grosse finanzielle Ansprüche hat, ist bei LNP fehl am Platz. Denn aufgrund des knappen Budgets ermöglicht nur der ehrenamtliche Einsatz der Helfer und des Vorstands die Anlässe. Die Musikerinnen und Musiker sollen aus Liebe zur Musik und nicht aus kommerziellen Anreizen vollen Einsatz zeigen. Musik will gehört werden und soll nicht in den unzähligen Übungsräumen der Region Zürich verrotten.

[www.lnp.ch](http://www.lnp.ch)

**Was:** Local Noise Friday

**Wo:** Bazillus Club Zürich

**Wann:** Jeden letzten Freitag im Monat

**Verlosung:** Gewinne 5 × ein Jahrespass  
Teilnahme möglich bis am 7. Dezember  
[www.zs-online.ch/verlosungen](http://www.zs-online.ch/verlosungen)



## Prinzessin Mononoke Märchen mit Kultstatus

Prinzessin Mononoke kämpft den Jahrhunderte alten Zwist zwischen Natur und Mensch neu aus. Der Regisseur Hayao Miyazaki setzt sein Fantasiemärchen «Mononoke Hime» in die Muromachi-Zeit, eine Epoche des Kriegszustandes in Japan. Nicht nur die Situierung des Films in die Jahre zwischen 1333 und 1568 ist gut durchdacht. Miyazaki legt auch besonderen Wert auf die Darstellung des kulturellen und religiösen Erbes jener Zeit. Waldgeister, Dämonen und Tiergötter gehören so selbstverständlich zum Figureset, wie Prinz und Prinzessin. Das Fantasiemärchen behandelt hochaktuelle Themen wie Umweltzerstörung und Gräueltat des Krieges. Wie nur wenige Animes vermag dieser Film, den Zuschauer in seinen Bann zu ziehen. Statt von kitschigen Glupschaugenbildern oder bewegungslosen Figuren lebt die Szenerie von Naturbildern, wie wir sie aus Herr der Ringe kennen. Sie ziehen den Zuschauer förmlich in diese Traumwelt hinein. Der Soundtrack von Joe Hisaishi untermalt die Spannung und lässt die Bilder noch eindrücklicher wirken. Wer sich vom Kultstatus des Animegenres überzeugen möchte, ist mit «Prinzessin Mononoke» bestens bedient.

## Tokyo Godfathers Plumpe Seifenoper

Wer hingegen lieber einen o815-Anime für langweilige Adventsabende sehen will, der fährt mit «Tokyo Godfathers» genau richtig. Ebenfalls ein Anime aus Japan, der aber im heutigen Tokio spielt und dem westlichen Zuschauer kaum Einblick in die Japanische Kultur bietet. Plump zeigt er, was die Tokioter vom Westen übernommen haben. Der Film beginnt denn auch mit einem seifenopermässigen Weihnachtsfest. Eine alte Transe, ein obdachloser Alki und eine junge Ausreisserin nehmen ein Findelkind in ihre Kartonhütte auf – just in der Heiligen Nacht. Symbolträchtiger würde für Brechreiz sorgen. Wilde James-Bond-Szenen wechseln all zu hastig mit schnulzigen Heulsequenzen. Zu oft lebt der Film von Zufällen statt von schlüssigen Handlungssträngen. Zudem vermittelt der Film den Eindruck, der Regisseur wäre zu faul gewesen, um seine Fantasie spielen zu lassen. Einzig die Dialoge überraschen hie und da mit ein wenig Schalk. Letztlich kann aber die Überdramatik den Zuschauer nur zum Lachen animieren oder kalt lassen – keine gute Wahl für die von Kerzenlichtern dominierte Jahreszeit.



**Fish Tank**  
Film

Der britische Film «Fish Tank» spielt in der trostlosen Trabantentstadt Dartford am Rande Londons. Er erzählt die erdrückende Geschichte der 15-jährigen Mia, die zusammen mit ihrer kleinen Schwester und der alkoholkranken Mutter in einer verwahrlosten Sozialwohnung haust. Von der Schule verbannt und von den Freunden ausgeschlossen, wird Mia zur Einzelkämpferin. Sie scheut keinen Konflikt, teilt ordentlich aus und verleiht so ihrer Wut über die Welt Ausdruck. Nur beim Tanzen kann sie alles vergessen und für einen Moment ihrer sozialen Tristesse entfliehen. Als eines Tages ihre junggebliebene Mutter mit einem Unbekannten namens Connor auftaucht, ändert sich einiges in Mias Leben. Der neue Freund der Mutter bringt Liebe und Zusammenhalt zurück in die zerrüttete Familie – beinahe zu viel Liebe. Denn Connor löst in Mia unbekannte Gefühle aus, was nicht ohne Spannungen bleibt.

Regisseurin Andrea Arnold holte mit «Fish Tank» den Jurypreis am Internationalen Film Festival Cannes 2009. Der Engländerin gelingt es, eine abgegriffene Thematik neu und aufregend darzustellen. Sie lässt Kitsch und Moral mit ihrer unerschrocken ehrlichen Darstellungsweise keinen Platz. Die raffinierten Kameraeinstellungen untermalen die Szenen und verleihen dem Film eine künstlerisch-ästhetische Note. Die Besetzung mit der Newcomerin Katie Jarvis in der Hauptrolle und Michael Fassbender (Inglorious Basterds) als Connor überzeugt. «Fish Tank» ist ein kraftvoller und ergreifender Film über das menschliche Jammertal, an dessen Ende ein Lichtstreifen am Horizont leuchtet. [daz]

**Wann:** Ab 26. November  
**Wo:** Arthouse Kinos  
**Verlosung:** Gewinne 5 × 2 Tickets und eine Arthouse-Kinokarte im Wert von 50 Franken. Teilnahme möglich bis am 7. Dezember:  
[www.zs-online.ch/verlosungen](http://www.zs-online.ch/verlosungen)



**Titanic Boygroup**  
Comedyshow

Die Satirezeitschrift TITANIC feiert ihr 30-jähriges Bestehen. Anlässlich dieses Jubiläums gibt die «Titanic Boygroup» im Kaufleuten eine Lesung der Extraklasse. Drei ehemalige Chefredakteure zollen in diesem brillanten Programm einen Tribut an Deutschlands einziges wahres Satiremagazin. Zahlreiche dem Magazin zum Opfer gefallene politische Karrieren, 35 indizierte Ausgaben und die konsequente Verweigerung der Rechtschreibreformen seit 1996 (!) geben Anlass für einen unkorrekten, bösen, aber zum Schmunzeln anregenden Vortrag. Durch den Abend geleiten Thomas Gsella, Martin Sonneborn und Oliver Maria Schmitt.

Der Spasspoet Thomas Gsella steht für treffsichere, erschütternde und anspruchsvolle Komik, die aber auch den einen oder anderen Schenkelklopfer im Publikum erzeugt. Martin Sonneborn war Chefredakteur von 1999 bis 2005, gründete die PARTEI (Programm: Wiederaufbau der Mauer) und ist zurzeit Leiter des Satireressorts bei Spiegel Online. Sein bitterböser, trockener Humor überzeugt die einen und schockiert den Rest. Der studierte Kunsthistoriker, ehemalige Sänger und Gitarrist der Punkband «Tiefschlag», Oliver Maria Schmitt, schrieb schon mal ein Musical über das Bauhaus («FlachDachKrach!»). Sein 2009 erschienenes Buch «Der beste Roman aller Zeiten», ein Gewitzel über den deutschen Literaturbetrieb, bezeichnete die «Frankfurter Neue Presse» als «das vergnüglichste Stück Satireliteratur, das man sich denken kann». Die Symbiose «Titanic Boygroup» verspricht also ein Lachereignis der fulminanten Art. [jap]

**Wann:** 18. Januar 2010, 20 Uhr  
**Wo:** Kaufleuten Zürich  
**Verlosung:** Gewinne 3 × 2 Tickets Teilnahme möglich bis am 7. Dezember im Internet:  
[www.zs-online.ch/verlosungen](http://www.zs-online.ch/verlosungen)



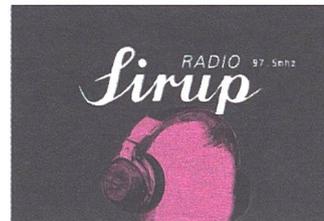
**Calvinismus Klein**  
Theater

Die momentane Wirtschaftskrise muss für René Pollesch gefundenes Fressen gewesen sein. Er gilt als gegenwärtig profiliertester Theater-Analyst des Turbokapitalismus. Am 4. Dezember wird sein für Zürich geschriebenes Stück «Calvinismus Klein» im Pfauen uraufgeführt. Pollesch interessiert, wie calvinistische Ethik als Leitbild moderner Lebensführung dienen kann. Dabei hinterfragt er skeptisch das menschliche Mitgefühl oder den Wert dessen, was man liebt. Pollesch behandelt philosophische Theorien nicht akademisch trocken, sondern verbindet sie mit Boulevard, Melodramatik und theatralischem Nonsens. Das Resultat ist eine Mischung aus Trash und Tiefsinn, Unterwäsche und Religion.

Pollesch war in den Jahren 1999 und 2000 Hausautor am Luzerner Theater und realisierte seine Texte bereits an den Münchner Kammerspielen, am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg und am Wiener Burgtheater. Für seine mit einem strikten Nachspielverbot belegten Stücke gewann René Pollesch zweimal den Mühlheimer Dramatikerpreis. Er gilt momentan als einer der wichtigsten deutschen Dramatiker.

Mit Calvinismus Klein gastiert Pollesch zum ersten Mal im Schauspielhaus. Für die Inszenierungen stehen mit Carolin Conrad, Frank Seppeler und Susanne-Marie Wrage drei feste Ensemblemitglieder des Schauspielhauses auf der Bühne. Als Gastschauspieler wurde Martin Wuttke verpflichtet, bekannt als Adolf Hitler in «Inglorious Basterds» und als Tatort-Kommissar. Am 4., 6. und 8. Dezember wird zudem live zu Christoph Schlingensiefels Versuchsordnung mit Freunden, «Unsterblichkeit kann töten», geschaltet, in welchem das Thema «Sterben lernen» genauer beleuchtet wird. [mey]

**Wann:** 16. Dezember, 20 Uhr  
**Wo:** Schauspielhaus Zürich  
**Verlosung:** Gewinne 3 × 2 Tickets Teilnahme möglich bis am 7. Dezember im Internet:  
[www.zs-online.ch/verlosungen](http://www.zs-online.ch/verlosungen)



**Radio Sirup**  
Studentenradio

Jeweils Freitagabend unterbricht Radio Lora sein Programm für Radio Sirup. An Stelle der sonst eher chaotischen Zustände des Community-Senders treten dann für einmal ETH- und Uni-Studierende mit strukturiertem, aber dennoch erfrischendem und frechem Radio.

Die Bekämpfung der Weltarmut, Theaterkritik oder schlicht ein Bericht über sommerliche Wanderhappenings der Studierenden sind nur ein kleiner Ausschnitt der Themenvielfalt. Denn die Radioschaffenden von Radio Sirup haben die Möglichkeit, sich kreativ auszutoben und sind inhaltlich kaum an Vorgaben gebunden. Einzige Bedingung: Mitmachen können nur Uni- und ETH-Studierende, was die Abkürzung Sirup (StudentInnen Radio Uni und Poly) andeutet.

Zur Qualität der Sendung tragen die Einführungskurse in die Produktionsweise des Radiomediums für jeden neuen Mitarbeiter hörbar bei. Nicht nur sorgfältig ausgewählte Songs und Recherchen mit Engagement zählen zu den Eigenschaften, die dieses Studierendenradio von kommerziellen Sendern unterscheidet. Auch kleinere Ungereimtheiten werden auf sympathische Weise ins Programm hinein improvisiert. Zum Beispiel hilft man unerfahrenen und wortkargen Interviewpartnern mit cleveren Fragen auf den rechten Weg. Das beansprucht zwar etwas Zeit, wird aber am Schluss mit einem authentischen Interview belohnt.

Die Macher tauchen für ihre Zuhörerschaft regelmässig nach musikalischen Perlen, die zu Unrecht in Vergessenheit geraten sind oder hinter denen eine wissenswerte Geschichte steckt. Gelegentlich blitzt eine gesunde Portion Humor an der Oberfläche. Wenn beispielsweise dem Badener Musiker BenjiBonus der musikalische Abschluss der Sendung anlässlich eines Berichts über die Zürcher Musikszene gewährt wird – trotz latentem Lokalpatriotismus und Aargauer-Belächeln. [bbl]

[www.sirup.ethz.ch](http://www.sirup.ethz.ch)



**RBMA-Radio**  
*Internetradio*

Nachdem an dieser Stelle schon einige kommerzfreie, alternative Internetradios vorgestellt wurden, begeben wir uns dieses Mal auf die böse Seite der Massenindustrie. Wir nähern uns dem Inbegriff des Konsums, machen uns auf den Weg ins Reich der tausend Höllenhunde und landen bei Red Bull. Sämtliche Extrem-Sportarten, Formel 1, Eishockey und Fussball reichen den roten Bullen nicht, schliesslich hat ein Ochse nicht nur Hörner, auch die Ohren wollen bedient sein – und ganz ohne Energie ist noch keine Musik ausgekommen. Kein Wunder also dringt der Megakonzerne in die digitale Musikwelt ein.

Das taurinhaltige Radio wurde 2005, basierend auf der Red Bull Music Academy (RBMA), aufgeschaltet und jagt seither eine Unzahl an Musikshows durchs Fiberglas via Computer direkt in die Hörgänge. Die Musik deckt laut Homepage «soulful hip hop to polyrhythmic house to sci-fi electronic and everything in between» ab. Das Musikarchiv ist in drei Kategorien geteilt: Interviews & Features, Live Recordings und Mixes. Empfehlenswert ist der Show Finder. Mit diesem kann nach Kategorie, Genre, Land und Künstler gesucht werden. Er führt die HörerInnen direkt zur Lieblingsmucke. Bei einem Treffer werden Links zur Bandhomepage zur Verfügung gestellt und auf weitere ähnliche Musik verwiesen. Dies kennen die geneigten Hörer ja bereits von last.fm oder anderen Internetradios.

Die grösste Schwachstelle des Radios ist der fehlende Track-Service. Zwar wird eine Playlist ausgegeben, bei welchem Lied man sich befindet, bleibt aber unklar. Zudem existiert ein 24/7-Live-Stream, der wiederum eine blosse unstrukturierte Abfolge von Shows wiedergibt.

Fazit: Passive Radiokonsumierende sollten die Finger vom RBMA-Radio lassen. Für aktive Music-Maniacs bietet die Red Bull Music Academy allerdings eine gut sortierte Fundgrube an Musik, die durchstöbert werden will. [squ]

[redbullmusicacademyradio.com](http://redbullmusicacademyradio.com)

*Line Rider™*

**Linerider**  
*Website*

Eine Runde schlitteln gehen wäre schön. Vor allem als Ablenkung zum Lernen. Doch wer hat während der Prüfungsvorbereitung schon Zeit, um mal schnell den Uetliberg zu besteigen? Für alle, die einmal mehr spät dran sind und doch eine winterliche Lernpause einlegen möchten, könnte der kleine Schlittlermann mit Schaal von Interesse sein. Mit verschiedenen «tools» bestimmen die User die Route für den Schlittler. Dabei können die Zeichner den Abhang je nach Laune verschieden gestalten. Mit dem «pencil tools» wird die Linie ziemlich holprig, wobei der Schlitten schon mal aus den Fugen geraten und das Männchen abwerfen kann.

Wem dies nicht reicht, um seine angestauten Aggressionen abzubauen, der greift am besten zum roten «pencil tools». Dieses ist gespickt von kleinen Beschleunigungshaken, die den Schlitten je nach Lage nicht nur schneller fahren lassen, sondern auch spektakulär hoch katapultieren. Für die, denen dies zu actionreich ist, eignet sich das blaue «line tool». Dieses garantiert eine schmerzlose Fahrt, die schon fast eine meditative Wirkung auf den Betrachter hat. Eine Kombination beider «tools» und Farben verspricht jedoch die unterhaltsamste Abfahrt.

Wer die zusätzliche Herausforderung braucht, berechnet die idealen Winkel für Sprünge, Salts und dergleichen. Übrigens, der Schlittenverlust hindert das Männchen nicht an der Weiterfahrt. Geschmeidig rutscht es Kopf oder Füsse voran weiter. Der Schaal bleibt sein treuer Begleiter. Für die besonders Ambitionierten und völlig Verzweifelten bietet ausserdem das grüne «pencil tool» die Möglichkeit, das Ganze in eine passende Kulissee zu setzen. Mit Sonne, Bergen, Tannen und einem herzigen Schlittelmännchen mit rot-weiss gestreiftem Schaal sieht die Welt doch schon wieder viel besser aus. Frisch aufgetankt von einer imaginären Schlittelfahrt fällt nun auch das Lernen wieder leichter. [daz]

[www.line-rider.com](http://www.line-rider.com)



**Tichu**  
*Kartenspiel*

Als ich begonnen habe, Tichu zu spielen, war ich überzeugt, dass das Spiel aus China stammt. So steht auch in den Regeln. Ich habe mir immer vorgestellt, wie eine Partie Tichu in Fernost ablaufen müsste: Ein verrauchtes Loch irgendwo in Shanghai, um den Tisch vier kleinwüchsige Chinesen mit Zahnlücken, die ihre schmalen Augen hinter den Spielkarten verstecken. Auf dem Tisch Reisschnaps und ein Haufen Yuan, wahrscheinlich die letzten Überreste des Monatslohnes.

Wenn ich jeweils den «Hund» ausgespielt habe, stellte ich mir darunter einen verwahrlosten Strassenkötter vor, der nächstens in einem Suppentopf landet. Kam es, dass ich vom Kartenstapel den «Phoenix» oder den «Drachen» zog, so wanderten meine Gedanken zur chinesischen Mythologie.

Mittlerweile habe ich da so meine Zweifel. Denn, begeistert vom Spiel, habe ich alle Chinesen oder in Sinologie bewanderten Bekanntschaften vom neu entdeckten Spiel erzählt. «Tichu?», war jeweils die Antwort, «hab ich noch nie davon gehört!» Niemand kennt dieses Spiel. Jedenfalls kein Chinese.

Aber ob nun chinesisch oder nicht, eine Partie Tichu ist eine Herausforderung. Man spielt zu viert, die Punkte werden aber in Zweierteams abgerechnet. Das Kartendeck enthält die normalen Pokerkarten, dazu die Spezialkarten «Hund», «Drache», «Phoenix» und die «1». Alle Karten werden verteilt. Wie beim «Arschlöchle» geht es nun darum, diese so schnell wie möglich abzulegen. Es können aber viel mehr Kombinationen gebildet werden: Strasse, Fullhouse, Pärchen und so weiter.

Wer zuerst fertig ist, hat gewonnen. Wer besonders mutig ist, kann ein «Tichu» ansagen und sich dazu verpflichten, als erster fertig zu sein. Schafft man das, gibts Bonuspunkte, schafft mans nicht, gibts Minuspunkte.

Das Spiel ist eine willkommene Alternative zum Jassen. Und irgendwann werde ich nach China Tichu spielen gehen. [lme]



**Jolies Ténèbres**  
*Comic*

Alles beginnt mit dem plötzlichen Einsturz der Decke während einer Teeparty. Nur sehr knapp kann sich die Protagonistin dieser ungläublichen Geschichte ins Freie retten – aus dem Nasenloch eines toten Schulmädchens.

Auch die anderen Bewohner des Mädchens müssen unvermittelt den Körper verlassen. Die viele frische Luft bekommt aber nicht allen gleich gut. Vor allem die wilden Tiere des Waldes machen den kleinen Menschlein zu schaffen. Mit dem Wechsel der – wunderschön gezeichneten – Jahreszeiten wechseln die Probleme der Kleinen und sie machen sich zunehmend gegenseitig das Leben schwer.

Die Zeichnungen des Künstlerduos Kerascoët sind eine atemberaubende Gratwanderung zwischen kindlichen Fantasiewelten und morbiden Schauern. Sie erinnern manchmal an Sempé, manchmal an John J. Muth. Ich empfehle dringend, die französische Originalausgabe zu kaufen. Sie ist für etwa denselben Preis viel schöner gemacht als die kürzlich bei Reprodukt erschienene deutsche Übersetzung.

Vorsicht Weihnachten! Der Comic ist nichts für Kinder. In der Story wird viel Blut vergossen, etwa wenn die Menschlein für hungrige Tiere wie eine Beere aussehen. Gewalt ist aber nie bloss Selbstzweck.

Wer Blut sehen kann, wird jedenfalls seine Freude an diesem hervorragenden Band haben. «What are little girls made of? Sugar and spice, and everything nice» lautet ein bekannter britischer Kinderreim. Nach diesem Comic wissen wir es besser. [owa]

**Kerascoët, Fabien Vehlmann**

**Jolies Ténèbres**

ISBN 978-2-8001-4238-8

farbig, 21,7 x 30 cm

Kartonierte

# Ein Experte für jeden Zweck

## Warum sprechen manche Professoren in den Medien über Bologna und Botellón, andere dagegen nicht einmal über ihr eigenes Fachgebiet?

Vorbei und vergangen ist das Bild vom Elfenbeinturm. Der moderne Wissenschaftler geht souverän mit Medien um. Er steht gekonnt in der «Arena» Red und Antwort und gibt seine Expertise zu öffentlichen Themen.

Doch zu viel Medienpräsenz ist ver-dächtig. In einigen Fällen wohl zu Recht. Da gibt es den Fall aus Deutschland, wo ein «Professor» des «Instituts für Rationelle Psychologie» die Medien jahrelang mit vermeintlich sensationellen Schlagzeilen narrete. Seine Befunde lauteten sinngemäss: «Sex im Flugzeug hat signifikant zugenommen» oder «CDU/CSU-Wähler bevorzugen grosse Brüste». Ein aufdeckender Artikel im Magazin «Zeit-

Wissen» mündete schliesslich darin, dass Fachkollegen eine Anzeige gegen Professor Ertel erstatteten. Grund: Er trage den Titel des Professors zu Unrecht.

### Medialisierung der Wissenschaft

Anders als Ertel, dessen Zwei-Mann-Unternehmen jährlich Millionen mit halbseriösen Auftragsstudien umsetzte, bringt wirklichen Wissenschaftlern die Präsenz in den Medien keinen direkten, finanziellen Ertrag ein. Dennoch sah in einer aktuellen internationalen Studie mehr als die Hälfte der führenden Akademiker den Kontakt zu den Medien als Gewinn an. Vier von zehn Wissenschaftlern betrachteten Medienberichterstattung gar als karrierefördernd. Präsenz in den Medien hilft den Akademikern, Popularität für ihren Lehrstuhl aufzubauen und in einem zweiten Schritt Forschungsgelder zu fordern. «Legitimationsbedarf der Wissenschaft» nennt sich das im Fachjargon. Aktive Medienarbeit von universitären Instituten (zum Beispiel von Pressestellen) ist ein Anzeichen dieser Entwicklung. Die Wissenschaft folgt in diesem Sinn – genauso wie etwa die Politik – weitgehend der Medienlogik. Diese These der Medialisierung der Wissenschaft wird zurzeit von führenden Medienwissenschaftlern vertreten.

### «Fragen Sie doch den Herrn Imhof»

In der Zürcher Medienlandschaft besonders beliebt ist die Direktwahl zum Allzweckexperten Kurt Imhof (siehe Interview). Der «Tages-Anzeiger» wählte ihn deshalb unter dem Titel «Der Mann, der alles weiss» kürzlich in ein erlauchtes Gremium der 20 Intellektuellen des

Landes. Mit seiner Omnipräsenz macht er also seinen Einfluss auf Gesellschaft und Politik geltend. «Journalisten mögen Wissenschaftler, die Stellung beziehen», erklärt Heinz Bonfadelli, Imhofs Kollege am Institut für Publizistikwissenschaften. Er merke bei Medienanfragen selbst, wie Journalisten funktionieren. «War man einmal drin, rufen sie einem immer wieder an.» Irgendwann stelle sich bei ihm der Sättigungseffekt ein, das heisst, dass er keine Anfragen mehr bearbeiten will. Dann sagt er: «Fragen Sie doch den Herrn Imhof.» Und der Journalist entgegnet, selbstreflexiv: «Den haben wir eben sonst schon immer in der Zeitung.»

Natürlich sind bestimmte Fachgebiete für Medienanfragen besonders interessant. Neben Kurt Imhof (Soziologie und Medien) erscheinen auch die Namen von Georg Kohler (Politische Philosophie), Daniel Jositsch (Recht) und Dieter Ruloff (Internationale Beziehungen) auffallend häufig in den Medien. Neben dem Fachgebiet sei aber die Persönlichkeit durchaus entscheidend, ob ein Wissenschaftler die mediale Logik erfüllt, so Bonfadelli. «Gewisse Professoren geniessen es, im Rampenlicht zu stehen», sagt er. Andere akzeptieren es konsequent nicht, wenn ihre Aussagen zu Gunsten der Verständlichkeit vereinfacht werden.

### Im Trend: Professor, Politiker

Der Fall von Daniel Jositsch ist besonders, weil er den Medien nicht nur als Politiker, sondern auch als Rechtsexperte Red und Antwort steht. Interessant ist, dass von den grossen Parteien fast alle

#### ALLGEGENWÄRTIGE EXPERTEN

Medienpräsenz im Vergleich mit den ForscherkollegInnen innerhalb von einem Jahr (in Anzahl Artikel).

#### Publizistik

Kurt Imhof	118
Heinz Bonfadelli	24
Otfried Jarren	17
Werner Wirth	10
Gabriele Siegert	9
Frank Esser	6

#### Soziologie

Kurt Imhof	118
Hans Geser	8
Marlis Buchmann	3
Marc Szydlík	3
Eldad Davidov	1
Jörg Rössel	0

Quelle: SMD (Schweizerische Medien-datenbank, www.smd.ch)

Die Medien fragen immer wieder dieselben Gesichter wie Daniel Jositsch oder Kurt Imhof.



ein Aushängeschild an der Universität oder ETH Zürich haben. Neben Jositsch (SP) führt auch Christoph Mörgeli (SVP) einen Lehrstuhl an der Universität, wobei Letzterem die Politikertätigkeit für seine wissenschaftliche Karriere eher im Weg zu stehen scheint. Nicht zuletzt wegen seinem regen politischen Engagement schied er im Rennen um den Vorsitz am medizinhistorischen Institut frühzeitig aus. Felix Gutzwiller (FDP) wiederum ist Institutsleiter des Instituts für Sozial- und Präventivmedizin, wobei auch er der vielen Nebenmandate wegen schon in (mediale) Kritik geraten ist. Bastien Girod (Grüne) ist noch nicht ganz so weit, doch auch er befindet sich in der wissenschaftlichen Warteschlange (er doktoriert an der ETH). Die Hochschulen

haben also ihre politischen Imageträger. Das stört die Universität nicht. «Kein Problem», sagt Universitätssprecher Müller. «Wir gehen davon aus, dass die Betreffenden bei entsprechenden Auftritten klar in der Funktion des Politikers und nicht als Repräsentant der Universität Zürich auftreten.»

#### Positives Beispiel Felix Gutzwiller

Auch Medienexperte Bonfadelli sieht eine mögliche Abfärbung des Images vom Politiker auf die Hochschule eher positiv. «Die Unis sehen gerne, wenn ihre Professoren in den Medien sind.» Als solches Beispiel nennt Bonfadelli Felix Gutzwiller, der für das Image der Universität wichtig sei. Es gibt aber auch Gegenbeispiele, wie das Beispiel Ulrich

Thielemann von der Universität St. Gallen zeigt. Der deutsche Wirtschaftsethiker hatte sich mit seinen Aussagen über die Schweiz vor rund einem halben Jahr unbeliebt gemacht. Vor dem Finanzausschuss des Deutschen Bundestags hatte Thielemann der Schweiz fehlendes Unrechtsbewusstsein in Bezug auf das Bankgeheimnis und Steuerhinterziehung vorgeworfen. Beinahe hätte er damit seinen Arbeitsplatz an der renommierten Wirtschafts-Ausbildungsstätte verloren. Die Universität belies es damals dabei, fest zu halten, dass Thielemann nicht die Meinung der Universität vertreten habe. Trotzdem schied der Deutsche im Rennen um den freigewordenen Direktorposten des Lehrstuhls für Wirtschaftsethik frühzeitig aus.

## «Wir sind keine staatsbürgerlichen Eunuchen» Soziologieprofessor Kurt Imhof ist in den Schweizer Medien ein häufig gesehener Gast. Er ist der Überzeugung, dass die Medienpräsenz von Professoren der Wissenschaft dient.

Herr Imhof, macht eine ständige Medienpräsenz nicht süchtig? — (Überlegt lange) Natürlich, Aufmerksamkeit ist das wichtigste Gut. Das lässt sich an den verzweifelten Bemühungen vieler Jugendlicher und junger Erwachsener um Aufmerksamkeit durch ihre Partizipation in Reality-Formaten oder um Geltung im Social Web sehen. An mir habe ich das jedoch noch nie beobachtet. Ich habe eher Mühe damit. Mit der Rolle des Experten jetzt weniger als mit der des Staatsbürgers.

Der Experte lässt sich viel direkter mit dem Rollenverständnis des Wissenschaftlers verbinden. Sobald der Schritt hinaus in die Staatsbürgerrolle erfolgt, wird man sehr viel angreifbarer. Man erhält auch sehr viele Zuschriften unter der Gürtellinie; im Kontext dieser Minarettdébatte ist das massiv. Man wird bedroht, von Leuten, die tatsächlich davon ausgehen, dass eine islamische Weltverschwörung in der Schweiz im Gange ist. Das zerstört das, was Wissenschaft braucht, nämlich den Elfenbeinturm, die Zurückgezogenheit, um gefahrenfrei denken und sprechen zu können.

Wissenschaft ist organisierter Skeptizismus, entsprechend sind innerhalb der Wissenschaft auch die Evaluation von Positionen möglich, die von ausserhalb der Wissenschaft abstrus oder verquer scheinen mögen, und diese Freiheit wird einem ein Stück weit genommen.

Also wäre es besser, sich ein wenig aus dem medialen Diskurs zurückzuziehen? — Ja. Das muss man. Ich könnte sehr viel mehr Medienarbeit machen. Ich sage mehr ab, als dass ich annehme.

Trotzdem nehmen sie in Interviews Stellung zu Bioernährung, Politik, Ju-

gendkriminalität, Waffenbesitz, Wirtschaftspolitik. Gibts in der Schweiz so wenig Experten oder warum kommen die Medien immer auf Sie zu sprechen? — Nun gut, mein Fachgebiet ist Öffentlichkeitssoziologie und damit die öffentliche Kommunikation. Mein Interesse gilt der Frage: Was erreicht durch welche Akteure auf der Basis welcher Logiken politische Resonanz und wird handlungsanleitend? Die Öffentlichkeit ist dem politischen System vorgelagert, das heisst, in der öffentlichen Kommunikation kandidieren permanent Problematisierungen um Aufmerksamkeit, sie begehren gleichsam um Eintritt in das politische System, wo sie in politische Macht verwandelt werden. Und hinten raus steuert die Politik in der Sprache des Rechts und mit administrativer Macht. Das sind Prozesse, die mich interessieren.

Befähigt das Soziologiestudium alleine schon zur Behandlung eines breiten Themenspektrums? — Das muss das Soziologiestudium. Die Soziologie hat die Absicht, diejenigen, die Soziologie studieren, dafür einzunehmen, dass sie sich für gesellschaftliche Entwicklungsdynamiken interessieren.

Da ist gewiss auch Selbstzweck dabei, dass Sie Werbung für ihr Institut, den «Forschungsbereich Öffentlichkeit und Gesellschaft» machen möchten? — Ja, weil für die Forschung Drittmittel nötig sind. Über öffentliche Resonanz gelingt es besser Drittmittel zu generieren.

Ist es denn legitim, als objektive Person aufzutreten und gleichzeitig möglichst viel Werbung für sein Institut zu machen? — Sicher. Ausserdem bedingt das eine das andere. Die Sozialwissen-

schaften sind Aufklärungswissenschaften. Sie haben eine Funktion jenseits des Elfenbeinturms. Und die Sozialwissenschaften sind darauf angewiesen, dass sie zu Mitteln kommen, um damit Forschungsprojekte realisieren zu können. Bei den Naturwissenschaften sind hohe Kosten legitimer. Die Sozialwissenschaften haben jedoch auch aufwendige Forschungsdesigns und haben teilweise hohe Infrastrukturkosten. Deshalb sind Drittmittel notwendig.

Gibt es auch Resonanz oder Kritik von den Kollegen, wenn Sie häufig in den Medien erscheinen, auch zu den Inhalten? — Ja, es gibt viele Auseinandersetzungen, Anregungen und Bestätigungen. Man kann dadurch Debatten auslösen unter Wissenschaftlern. Auf der Basis meiner Erfahrungen sogar deutlich mehr als durch Fachpublikationen.

Wie sieht das von seiten Universitäten aus? Wenn die eigenen Angestellten sich so häufig zu Wort melden? — Die Universitäten sehen sich selbst in einem Standortwettbewerb. Seit dem verschärft wahrgenommenen Wettbewerb zwischen den Universitäten sind Vermittlungsleistungen zwischen Universität, Wissenschaft und Gesellschaft wichtiger geworden.

Ermuntern die Universitäten Zürich die Medienpräsenz ihrer Dozierenden explizit oder werden sie zumindest nicht daran hindern? — Wir werden ermuntert. Die Universitäten haben aufgerüstet in diesem Kampf um mediale Aufmerksamkeit. Seit sich die Medien zu einem System ausdifferenziert haben, das sich am Konsumenten und nicht mehr am Staatsbürger orientiert, kommt die Wissenschaft hauptsächlich



lich unter kritischen Gesichtspunkten in die Öffentlichkeit. Dies geschieht – neben der Beleuchtung von nachrichtenwerthaltigen personellen Auseinandersetzungen – primär unter dem Risikoaspekt der Nebenfolgen wissenschaftlicher Erkenntnis beispielsweise bezüglich Gentechnologie, Stammzellenforschungs- oder Atomenergiefragen. Neben der Darstellung von wissenschaftlichen Erkenntnissen liegen hier die Aufgaben für die Kommunikationsabteilung der Universität.

**Gibt es keine Konflikte zwischen ihrem objektiven Status als Wissenschaftler und der Expertenrolle, wenn sie beispielsweise Position zur Minarettfrage beziehen?** — Dann nehme ich eine andere Rolle ein. Man ist ja nicht

nur Wissenschaftler, sondern auch Staatsbürger.

**Das sollte man doch trennen.** — Stimmt, das sind zwei Rollen. Aber Wissenschaftler sind keine staatsbürgerlichen Eunuchen. Es ist nicht sinnvoll, wenn das wissenschaftliche Personal keine Aussagen machen darf zu politisch beziehungsweise normativ relevanten Aspekten. Das ist die Rolle eines Staatsbürgers. Wir alle haben unterschiedliche Rollen. Vom wissenschaftlichen Personal zu erwarten, es würde nur eine einzige Rolle erfüllen, wäre absurd.

**Was glauben Sie, was erwartet man denn von Professoren, die sich in Medien äussern?** — Wenn ich als Experte befragt werde, dann erwartet man das, was man mir im Expertenstatus zuschreibt,

das sind Antworten zum Strukturwandel der öffentlichen Kommunikation. Aber bei anderen Fragen, beispielsweise der Minarettfrage, nimmt man mich als Staatsbürger wahr. Das ist auch richtig.

**Das können viele Bürger doch nicht unterscheiden.** — Doch. Unterschiedliche Rollen gehören zur sozialen Grundvoraussetzung menschlichen Daseins.

**Aber das wird doch nicht wahrgenommen.** — Doch, klar. Jeder muss unterschiedliche Rollen einnehmen und das wird auch von jedem wahrgenommen. Sobald man den Entwicklungsstand des Kleinkindes hinter sich lässt, lernt man, dass man unterschiedliche Rollen wahrnehmen muss.

**Die Frage stellt sich halt, ob Sie der Bürger wirklich als Staatsbürger sieht,**

«Es gibt ja einen massiven Abbau. Viele Journalisten haben keine Zeit um zu recherchieren»

wenn über dem Zeitungsartikel dann «Kurt Imhof, Soziologieprofessor an der Universität Zürich» steht. — Das ist doch einfach. Normative Aussagen sind staatsbürgerliche Stellungnahmen. Kognitive Aussagen sind Expertenaussagen. Wenn ich eine normative Aussage zur Minaretinitiative mache und sage, dass sie das völkerrechtlich gesicherte Grundrecht ritzt, damit ein Problem darstellt und das mit einer analytischen Dimension anreichere, nämlich der Einsicht, dass die Welt die Schweiz über eine zunehmende Fremdenfeindlichkeit und über Rosinenpickerei in Bezug auf das Bankgeheimnis wahrnimmt, dann ist das eine Kombination einer analytischen Aussage und einer Expertenaussage mit einem normativen Schluss. Und die normative Aussage mache ich in der Staatsbürgerrolle.

Zurück zur Tatsache, dass immer dieselben Gesichter in den Medien auftauchen, Professoren wie Stahel, Jositsch oder Geiger zum Beispiel. Ist für einige Personen nicht die Medienpräsenz ein Wert an sich? — Wenn Jositsch auftritt, dann tritt er in seiner Politikerrolle auf. Hans Geiger ist sehr stark als Experte nachgefragt worden aufgrund der Aktualität der Bankenkrise. Es handelt sich um Nachfrageorientierungen und Aufmerksamkeitswerte seitens der Medien, die hier entscheidend sind. Die picken sich diejenigen hinaus, von denen sie sich am meisten erwarten und übersetzbare Aussagen bekommen. Das gehört zur Funktionsrolle des Journalisten, dass er über eine entsprechende Bandbreite von Leuten verfügt, die er ansprechen kann.

Einmal Experte, immer Experte? — Das stimmt schon. Das hat auch etwas zu

tun mit der reduzierten Recherchierkapazität der Journalistinnen und Journalisten. Es gibt ja einen massiven Abbau. Viele Journalisten haben keine Zeit um zu recherchieren. Ich werde angefragt, beispielsweise plump zur Konzeptionierung von Beiträgen, weil sie vom Sachverhalt wirklich keine Ahnung haben. Das andere ist der Zwang zu Quotes, denn die alten Weltanschauungsorgane gibt es nicht mehr. Früher hat der Chefredaktor, der entweder Sozialdemokrat, katholisch-konservativ oder freisinnig-liberal war, die Welt erklärt. Das ist weggebrochen und an seine Stelle sind unter anderem die sozial- und geisteswissenschaftlichen Experten getreten. Diesen «Expertenboom» kann man seit den 60er Jahren in der Schweiz gut beobachten. Zuerst kam der Ökonomie, dann der Psychologie, dann der Soziologie und dann der Politikwissenschaftler und mit der Verselbständigung der Medien von ihren ursprünglichen Herkunftskontexten auch der Kommunikationswissenschaftler. Das gibt eine Kumulierung, bis ein ganzes Terrarium von Experten vorhanden ist. Es ist ein Pullfaktor von seiten der Medien.

Ist die Wissenschaft also wichtiger geworden in der öffentlichen Kommunikation? — Ja, eindeutig. Aber gleichzeitig hat sie ihre privilegierten Selbstdarstellungsforen verloren, früher hat sie viel stärker noch die Wissenschaftsseiten des Feuilleton bereichert, das heisst, die Wissenschaftler werden heute in ihrer Expertenfunktion sehr viel stärker gebraucht, um innerhalb von Beiträgen kurze Quotes zu machen.

Wie wählen Sie jetzt aus, wem sie ein Medieninterview geben und wem nicht?

— Primär ob die Fragestellung interessant ist. Ausserdem gibt es innerhalb der Medien Formate, die so schlecht sind, dass ich sie vermeide. In die Arena gehe ich sehr, sehr widerstrebend, die Staatsbürgerrolle in resonanzreichen politischen Formaten ist schwieriger, reputationsgefährdender und mit Ängsten verbunden.

Welche Ängste meinen sie da? — Das sind die Ängste, die man immer hat, wenn die Aufmerksamkeit auf die eigene Person konzentriert ist. Je grösser die Bühne, je grösser die Aufmerksamkeit, desto breitflächiger sind die Wirkungen der Fehler, die man macht in dieser Rolle. Wenn ich am Stammtisch politisieren würde, ist der Unsinn den ich erzähle, nicht so dramatisch.

Sie nutzen ihre etablierte Position als Soziologieprofessor also auch, um ihre persönliche Meinung einem breiten Publikum kundzutun? — Ich glaube nicht, dass die Funktionsrolle des Soziologieprofessors politisch nutzbar ist. Das möchte ich auch nicht tun. Als Staatsbürger hat man vor allem ideelle Interessen. Daraus ergibt sich dann die neue Spezies des Medienintellektuellen. Das ist ein Resultat der Intellektuellensoziologie, ein altes Teilfach der Soziologie, es betrachtet, wie weit und unter welchen Bedingungen Gesellschaften Orientierungsbedürfnisse haben und unter welchen Bedingungen es solche Figuren wie Intellektuelle gibt, die zu einer Sachverhaltsfeststellung normative Stellungnahmen abgeben und subjektive Betroffenheit zur Geltung bringen. Im Unterschied zum klassischen Intellektuellen sind Medienintellektuelle weitgehend ein Produkt medialer Nachfrage.

# Karriere hat einen Ursprung: **Diesen!**

## Absolventenkongress

10. Dezember 2009, Zürich



- Die grösste Jobmesse der Schweiz
- Treffen Sie mehr als 100 Top-Unternehmen
- Profitieren Sie vom speziellen Rahmenprogramm zu Bewerbung und Karriere

>>> **Gratis anmelden unter [www.absolventenkongress.ch](http://www.absolventenkongress.ch)**

Premium-Aussteller auf dem Kongress:

Deutsche Bank



KPMG



**Julien Schreyer, Energy Trader Handel**  
**«Chancen wahrnehmen bedeutet,  
gründlich zu analysieren  
und geschickt zu agieren.»**

Die Liberalisierung im Strommarkt setzt Impulse frei und eröffnet neue Chancen. Wir verstehen sie als Aufforderung, uns dynamisch weiterzuentwickeln. Dazu sind wir auf engagierte Mitarbeitende angewiesen wie beispielsweise Julien Schreyer. Als Energy Trader agiert er geschickt bei neuen Herausforderungen – und trägt so zur Unternehmensentwicklung bei. Bei der BKW FMB Energie AG sorgen 2800 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter heute dafür, dass bei mehr als einer Million Menschen zuverlässig der Strom fließt. Gehören Sie morgen dazu? Wir freuen uns, wenn Sie mit uns die Zukunft angehen.

**BKW**®

BKW FMB Energie AG, Human Resources Management, Telefon 031 330 58 68,  
[info@bkw-fmb.ch](mailto:info@bkw-fmb.ch), [www.bkw-fmb.ch/jobs](http://www.bkw-fmb.ch/jobs)

## Dafür

Kirchtürme gehören zur Schweiz wie der Kirsch zum Fondue. Wozu der ganze Aufruhr? Hat die Christenheit in der Moderne nicht schon genug gelitten? Die christliche Heilslehre wird mit Füßen getreten. Die Jugend kennt das Innere einer Kirche nur noch aus Büchern. Atheisten bezweifeln öffentlich an riesigen Plakaten die Existenz Gottes. Am katholischen Weltjugendtag werden – zu aller Schmach der Organisatoren – Kondome verteilt.

Und jetzt wollen die Populisten dem Christentum auch noch seine letzte Bastion, den Kirchturm nehmen. Sollen die sowieso schon unter dem Zölibat leidenden Priester nun auch noch obdachlos werden?

Die Kritiker der Kirchtürme zielen nur vordergründig auf die Kirchtürme ab, in Wahrheit aber geht es um die Ausgrenzung der Christen.

Doch die meisten sind bestens integriert. Nur eine verschwindend kleine Minderheit schändet Kinder, treibt Ablasshandel, initiiert Kreuzzüge oder glaubt ernsthaft an das geozentrische Weltbild. Die Mehrheit lebt wie du und ich. Sie haben ein Recht darauf, ihren Glauben frei auszuleben. Religionsfrieden statt Architekturkrieg. Unsere pluralistische Gesellschaft ist darauf angewiesen, dass selbst architektonisch äusserst fragwürdige Kirchturmbauten fern ab jeglicher Ästhetik toleriert werden müssen. Denn nur so können wir Zustände wie zu der Zeit der Sonderbundskriege verhindern.

Die Schweiz könnte es sich im Übrigen nicht leisten, die Kirchtürme zu verbieten. Die Entlassung der Schweizergarde und ausufernde Exkommunikationswellen Roms wären zu befürchten. Es drohte ein internationaler Boykott des Kirchentourismus mit verheerenden wirtschaftlichen Folgen. Die Schweiz als Pilgerdestination wäre für immer verloren. Ein Verbot schafft Hass und Ausgrenzung. Für die sowieso schon isolierten Einsiedler Mönche wäre der Schritt zu Anschlägen und Terrorismus ein kleiner.

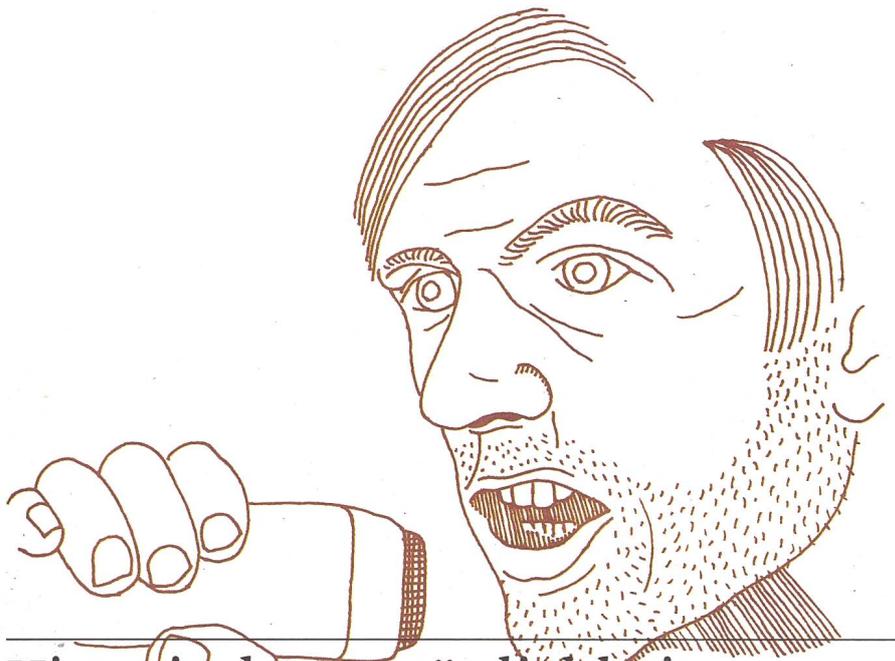
Kirchtürme, Symbole strotzender, männlicher Fruchtbarkeit, sind der letzte Hoffnungsschimmer in der heutigen Zeit von wild wuchernen Mobilfunkantennen und rasant sinkenden Geburtenraten.

## Dagegen

Kirchtürme sind des Teufels. Als Bauwerk haben sie keinen religiösen Charakter und stellen historisch betrachtet ein religiös-politisches Machtsymbol dar. In der heutigen Zeit haben solche Symbole auch in einer abendländischen Kultur nichts mehr zu suchen. Wir leben in einem säkularen, aufgeklärten Staat, in welchem die Religionsfreiheit nicht eingeschränkt werden soll, aber Staat und Kirche konsequent voneinander getrennt sein müssen. Durch die an männliche Gliedmassen erinnernde Prunkbauten wird ganz klar eine vorherrschende Macht dem Landschaftsbild aufgedrängt. Die Machtsymbole prägen beinahe jede Schweizer Gemeinde und machen unverständlich klar, welche Religion hier dominierend ist und für richtig gehalten wird. Dies widerspricht unserem aufgeklärten Schweizer Staat.

Nicht nur die optische Dominanz geht mit Kirchtürmen einher. Akustischer Terrorismus wird tagtäglich von den Glockenspielen betrieben. Egal ob frühmorgens oder spätabends, die Kirchenglocken erinnern uns pünktlich daran, dass wieder eine Viertelstunde unseres angeblich mit Sünde belasteten Lebens vorbei ist. Anwohner müssen leiden und dies ohne jeglichen Nutzen. Denn die zusätzliche Warnfunktion der ohrenbetäubenden Glocken wurde durch moderne Sirenenanlagen abgelöst. Trotzdem bimmeln sie weiter! Und dies obwohl unsere Gesellschaft schon stark von Lärm geplagt ist. Industrie, Strassenverkehr, Baustellen und Fluglärm sind nur einige Verursacher. Deshalb darf es nicht sein, dass Bürgerinnen und Bürger von veralteten Institutionen mit Sonderstatus, der sich über unsere Lärmvorschriften hinweg setzt, zusätzlich so stark belastet werden. Auch von der Kirche darf verlangt werden, dass sie unsere Gesetze respektiert.

Unser säkularer Staat ist durch diese Vormachtstellung akut gefährdet. Es findet eine schleichende Infiltration statt. Die Medien berichten über christlichen Fundamentalismus unter Lehrern und an der Pädagogischen Hochschule. Dies führt zu einem historischen Rückschritt. Bald werden unsere Kinder nur noch in der Schöpfungslehre unterrichtet und die Evolutionstheorie von Darwin aus dem Lehrplan gestrichen. Bevor also wieder Inquisitionen zur Tagesordnung werden, muss man den Machtsymbolen die Stirn bieten.



## Historische Persönlichkeiten äussern sich zu Studiums-Sorgen. Dieses Mal: Rudi Dutschke.

*Lieber Rudi,  
ich fühle mich von neoliberalen Wirtschaftsmächten instrumentalisiert. Kannst Du die Antwort geben, wie man möglichst schnell eine Revolution herbeiführen kann?*  
Michael Baumann

Es gilt erst einmal, ein Bewusstsein des Missstandes zu schaffen. Frag nicht gleich nach der Antwort. Ein Dutschke will keine Antwort geben. Das wäre genau die manipulative Antwort, die ich nicht zu geben bereit bin. Denn was soll es bedeuten, als einzelner Antwort zu geben, wenn die gesamtgesellschaftliche Bewusstlosigkeit bestehen bleibt?

Revolution ist kein kurzer Akt, wo mal etwas geschieht und dann ist alles anders. Revolution ist ein lang andauernder Marsch und Prozess, um die Schaffung von Menschen, die fähig sind, nicht eine Clique durch eine andere zu ersetzen, sondern massenhaft Demokratisierung von unten, bewusste Produzenten-Demokratie entgegen zu setzen, bürokratischer Herrschaft von oben. Strukturiert den Transformationsprozess als

Prozess der Bewusstwerdung, der an der Bewegung Beteiligten und schafft so die Voraussetzung, dass die Elite euch nicht mehr manipulieren kann.

Der Mensch ist keinem blinden Spiel von Zufällen der Geschichte unterworfen. Ihr seid nicht hoffnungslose Idioten der Geschichte, die unfähig sind, ihr eigenes Schicksal in die Hand zu nehmen. Das haben sie euch jahrhundertlang eingeredet. Die Geschichte ist nicht ein ewiger Kreisel, wo nur immer das Negative triumphieren muss. Macht vor dieser Möglichkeit nicht Halt und sagt: «Wir schaffen es nicht. Irgendwann geht diese Welt zu Ende.» – Ganz im Gegenteil, ihr könnt eine Welt gestalten, wie sie die Welt noch nie gesehen hat. Die sich dadurch auszeichnet, weder Hunger noch Krieg zu kennen. Das ist eure geschichtliche Möglichkeit!

**Rudi Dutschke**, \*7.3.1940 in Schönefeld † 24.12.1979 in Arhus, Dänemark an den Folgen eines Attentats. Der marxistische Soziologe gilt als bekanntester Wortführer der West-Berliner Studentenbewegung der 1960er Jahre.

Rundum wehren sich die Studenten. In der Schweiz fast gar nicht. Eigentlich wäre Gewalt die einzige Lösung, denn die Dringlichkeit, in einer Widerstandsbewegung Gewalt anzuwenden, verhält sich umgekehrt proportional zur Grösse der widerständischen Masse. Diese ist – und dies gar erst in Potenz – in Zürich wohl eher knapp bemessen. Eigentlich sollten wir also alles kurz und klein schlagen! Hier sollten flammende Schlachtrufe zu lesen sein, die die Studenten zu den Waffen bitten. Ich werde es lassen.

Zum einen ist es wohl nicht erlaubt und für eine scheiss Kolumne mögliche Sanktionen in Kauf zu nehmen, wäre doch scheiss unpragmatisch. Zum andern entspricht der kategorische Pazifist eher dem Zeitgeist, was sich generell immer lohnt.

«Was ist denn nun zu tun gegen all die Missstände an unserer Uni?», frage ich den Zeitgeist. Dieser überlegt nur kurz und erwidert in beherrschendem Ton: «Geh in den StuRa und setz dich für deine Rechte ein.» – «...du verwöhnter Zürcher Student!», wirft er noch hinterher. Diesen Rat zu befolgen wäre ja scheiss unpragmatisch. Ich werde es lassen.

Und was nun? – Ich schreibe eine Kolumne, die zwar links ist, aber nicht kommunistisch, widerständisch, aber gegen Gewalt, Anspruch auf clevere Aussagen erhebt, aber einfach zu lesen ist, manchmal das Wort «scheiss» enthält, aber stets anständig bleibt, etwas bemängelt, aber dem Zeitgeist entspricht. Es ist pragmatisch, dem Zeitgeist zu entsprechen und es ist dem Zeitgeist entsprechend, pragmatisch zu sein! Tue es mir also gleich, leiste etwas Widerstand und sei dabei friedlich, unterhaltsam, anständig und zeitgemäss. Wiederhole es jeden Morgen, immer und immer und immer wieder – bis es fast gar nicht mehr wehtut.

Von David Hunziker

## Impressum

Zürcher Studierendenzeitung

87. Jahrgang

Ausgabe #6/09

www.zs-online.ch

## Verlag

Medienverein ZS

Rämistrasse 62, 8001 Zürich

Spendenkonto: PC 80-26209-2

## Geschäftsleitung

Steven Goodman

steven.goodman@medienverein.ch

076 346 81 81

## Inserate

KünzlerBachmann Medien AG

Geltenwilenstr. 8a

9001 St. Gallen

071 226 92 92

n.montemarano@kbmedien.ch

Inserateschluss #1/10: 18. Februar 2010

## Druck

Ringier Print Adligenswil AG,

Postfach 2469, 6002 Luzern

## Auflage

33'408 (WEMF 2009)

35'000 (Druckauflage)

Die ZS – Zürcher Studierendenzeitung erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie an einen grossen Teil der ETH-Studis verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Die ZS wird von Studierenden produziert.

## Redaktionsadresse

Medienverein ZS

Rämistrasse 62, 8001 Zürich

044 261 05 54

redaktion@medienverein.ch

Redaktionsschluss #1/10: 18. Februar 2010

## Redaktion

Sabina Galbiati, Lukas Messmer [lme], Patrice Siegrist, Corsin Zander, Daniela Zimmermann [daz]

Email-Adressen der Redaktionsmitglieder:  
vorname.nachname@medienverein.ch

## Gestaltungskonzept

Kerstin Landis, Christoph Senn

## Layout

Lukas Messmer, Sabina Galbiati

## Mitarbeit

Benjamin Blum [bbl], Andres Eberhard, David Hunziker, Christian Kündig, Thomas Macher, Adrian Meyer [mey], Sandro Quadri [squ], Janira Perotta [jap], Oliver Waddell [owa], Ken Zumstein

## Bilder und Illustrationen

Corina Ernst, Christian Kündig, Lukas Messmer, Adrian Meyer, Samuel Nussbaum, Tobias Nussbaumer, Christoph Senn, Patrice Siegrist, Denis Twerenbold

## Lektorat

Mirjam Sidler

## Produktionssong #6/09

Züri by Linez – Dä Sämi

## Leserbriefe

# «Kein Welfe trinkt Bier um die zum Verein gehörigen Traditionen erträglich zu machen.»

### ZS # 5/09, zum Heft

Der Artikel über das Affentheater hat mich sehr enttäuscht. Der Titel ist reisserisch, hat aber mit der Wahrheit wenig zu tun. Und so geht es dann auch weiter. Die Primatenforschung ist aus dem Institut für Neuroinformatik verschwunden, nicht jedoch aus der Schweiz, wie der Artikel suggeriert.

In der Schweiz wird hervorragende Forschung betrieben, und dies auch noch von den zwei Professoren, welche nun nicht mehr an Primaten forschen. Zu behaupten, dass die Schweiz eine Spitzenposition verloren hat, ist falsch.

Nach Hintergrundinformation über den Verlauf des Rekurses kommt der Artikel zum Schluss, dass die Kluft zwischen Versuchsgegnern und Versuchsleitern unüberbrückbar scheint. Gerade hier habe ich gehofft, dass die ZS ihren Beitrag leisten könnte. Dies ist ein relevantes Thema und verdient etwas Aufmerksamkeit!

Die Forschung wird von Tierversuchsgegnern blockiert. Die Kommunikation findet nicht statt, gerade auch weil es keine Instanzen gibt, die sich mit den strittigen Fragen auseinandersetzen und den Diskurs fördern. Der Artikel zeigt keine Probleme und ethische Fragen auf, sondern verweist auf die Begründung des Bundesgerichts. Wir möchten uns doch eine Meinung bilden, ohne dass uns die höchste schweizerische Instanz diese vorschreibt!

Ich habe bei Eugene Trubowitz (Artikel Forschung top, Lehre flop) studiert. Während einer mündlichen Prüfung hat er eine Frage gestellt und bemerkt: «If you can prove this before I finish my 50 push-ups, you'll get your 6.» Und begann, Liegestütze zu machen. Während einer mündlichen Diplomprüfung. Fakt ist: Wer in den Genuss kommt, bei Herr Trubowitz zu forschen, hat einen der klügsten und aufmerksamsten Mathematiker als Mentor. Ich habe mein Mathematikstudium abgeschlossen, und werde Herr Trubowitz mit einigen Anekdoten in Erinnerung behalten.

Zu Kaufzwang am IPZ: Während drei Jahren war ich Hilfsassistent in Statistik. Statistik-Software wie «SPSS» haben die wenigsten

ETH Studenten verstanden. Freeware wie «R» ist sogar für Mathematiker schwierig. Bekommen die Studenten ein einfacheres Programm wie «Stata» (ich kenne dieses leider nicht), beklagt man sich über die Kosten. Sonst über die Lehre.

Ich denke, man spürt in meinen Worten eine gewisse Frustration. Es gibt meiner Meinung nach in dieser Welt viele grosse und kleine Probleme. Woody Allen meint hierzu: «I feel like committing suicide, but I have so many problems, that wouldn't solve them all.» Die Universität Zürich besteht hauptsächlich aus Studenten. Diese Studenten sollten auch als Kollektiv die Verantwortung für ihre Bildung in die Hand nehmen, die relevanten Probleme erkennen und sich zu diesen äussern! Die Welt verändert sich viel schneller, als sich die Universität verändern kann.

Die Zürcher Studierendenzeitung hat eine beachtliche Auflage. Und ein spannendes Publikum! Die Tatsache, dass ihr für diese Zeitung schreibt, zeigt eure intrinsische Motivation. Nach meinem Geschmack darf die ZS noch einiges frecher werden! Und entschuldigt meine ungeordneten Gedanken.

Joshua Herbst, Zürich

### ZS # 5/09, zum Text «Von Bier, Gesängen und roten Hüten»

Interessiert und überrascht haben die Welfen den Artikel in der letzten ZS über sich selber gelesen.

Die Idee als Interessent an den Stamm zu kommen und diesen Eindruck in einem Artikel zu verarbeiten, ist wirklich originell. Es zeugt allerdings nicht unbedingt von Zivilcourage, dass Daniela und Eva einen Artikel über die Welfen schreiben und kein einziges Mitglied vorher darüber informieren.

Wenn sie sich im Nachhinein (per Email oder Gästebuch-Eintrag) «geoutet» und diesen Artikel angekündigt hätten, wäre das ein wenig freundlicher gewesen. Wir glauben nicht, dass man sich an einem Abend ein Bild von unserem Verein machen kann. Sei es nun eine Verbindung, ein Fachverein, ein Sportclub: Ein einzel-

ner Abend ist nicht sehr aussagekräftig und zeigt die Stimmung im Verein, aber nicht, was diesen Verein wirklich ausmacht.

Das Argument, dass es bei dem «Mitgemacht»-Artikel darum geht, subjektive und einmalige Erfahrungen an einem komplett fremden Ort zu machen, mag wohl die Intention hinter diesem Artikel gewesen sein. Jedoch bezeugt die Einstellung der Autorinnen schon ihre Vorurteile: «Die Spielregeln: Daniela trinkt, ich behalte einen klaren Kopf.» – Die Autorinnen setzen voraus, dass Alkohol in einer Verbindung eine grosse Rolle spielt.

Der letzten Satz ist wohl zugleich der lustigste und absurdeste vom ganzen Artikel: «Denn um diese Traditionen spassig zu finden, müssten wir beide so viel trinken, wie wir es uns jeden Dienstag nicht erlauben könnten.»

Kein einziger Welfe trinkt jeden Dienstagabend Bier um die zum Verein gehörigen Traditionen erträglich zu machen. Was einen Welfen wöchentlich motiviert an den Stamm zu kommen, sind die Studien- und Generationenübergreifenden Freundschaften und die daraus folgende Vielfalt der Meinungen (und eher nicht das Bier, welches man trinkt, um die eigene Anwesenheit am Stamm für sich selber erträglicher zu machen). Die Traditionen bzw. Bierspiele sind eigentlich nur Beigemüse zu den wöchentlichen Stämmen und anderen Anlässen (Ball, Wanderwoche, Fussballspiel, Vortrag über Hochschulpolitik, Bundeshausbesuch, etc.).

Man kann diese Trinkspiele mit all ihren Regeln als eine Art (zugegebenermassen komplizierteres) Gesellschaftsspiel auffassen, mit welchem man sich einen gemütlichen und geselligen Abend mit guten Freunden verstüßen kann, sofern man Lust dazu hat. Aber es ist nicht das zentrale Element unseres Vereins.

Wir würden uns freuen in Zukunft fundierter recherchierte Beiträge von euch zu lesen und euch wieder einmal (ein wenig vorurteilsloser?) an unserem Stamm begrüssen zu können!

Für die Welfen,

Barbara Czarniecki v/o vectra.



## Prototyp eines Mathematik-Professors

Text und Bild: Adrian Meyer

So wie ich heute Morgen erwache, ist mein Kopf für einmal nicht voll mit Formeln, Matrizen und Algorithmen. Es fühlt sich gut an, nicht gleich drei Stunden an einer mathematischen Lösung arbeiten zu müssen, bevor ich überhaupt zum Frühstück komme. Forste ich intensiv an neuen Algorithmen, kann es gut und gerne vorkommen, dass mir eine Lösung über Nacht zuschwirrt. Diese Eingebung kann ich dann nicht bis nach der Morgentoilette verschieben!

Mental ist das natürlich nicht das Gesundeste. Das war mir, als ich noch ledig war, auch egal. Heute ist das anders. Meine Frau und unsere Tochter kann das nämlich richtig zur Weissglut treiben, wenn ich den Sonntagsbrunch verpasse.

Sowieso ist es für meine nichtmathematischen Mitmenschen unverständlich, wenn ich mich für einige Stunden in meinem Mathe-Kämmerchen einbunkere und nicht gestört werden will. Die verstehens einfach nicht! Mathematische Probleme lassen sich nämlich nicht häppchenweise lösen. Das ist nicht wie Müsliessen mit der Familie. Natürlich fordert die Familie ihr Recht nach mehr Aufmerksamkeit ein. Das bringt mich bisweilen auch ganz schön ins Schwitzen. Leider habe ich aber für vorprogrammierte Konflikte noch immer keine passende Formel parat.

Wenn ich mir das recht überlege, entspreche ich voll und ganz dem Prototypen eines Mathematik-Professors.

Aber ganz so schlimm ist es dann doch nicht. Ich schaue mir auf keinen Fall die Serie «Numb3rs» im Fernsehen an, bei der Mathematik die Lösung für Mordfälle liefert. Mathefreie Zeit muss sein.

Ich glaube übrigens auch nicht, dass sich alles mit der Mathematik erklären lässt. Doch zurück zur Realität. Ich sitze am Frühstückstisch und betrachte mein Drei-Minuten-Ei. Was war wohl zuerst da? Huhn oder Ei? Die Mathematik kann natürlich nicht die grundlegendsten Fragen des Universums und des menschlichen Lebens beantworten. Zwar mag Douglas Adams' Supercomputer Deep Thought in «Per Anhalter durch die Galaxie» auf die ultimative – aber schlecht gestellte – Frage nach dem Leben, dem Universum und allem nach Millionen von Jahren Berechnungszeit mit der Zahl 42 antworten. Doch die genaue Frage auf diese Antwort ist unmöglich zu berechnen, nicht einmal mit einem noch größeren Supercomputer.

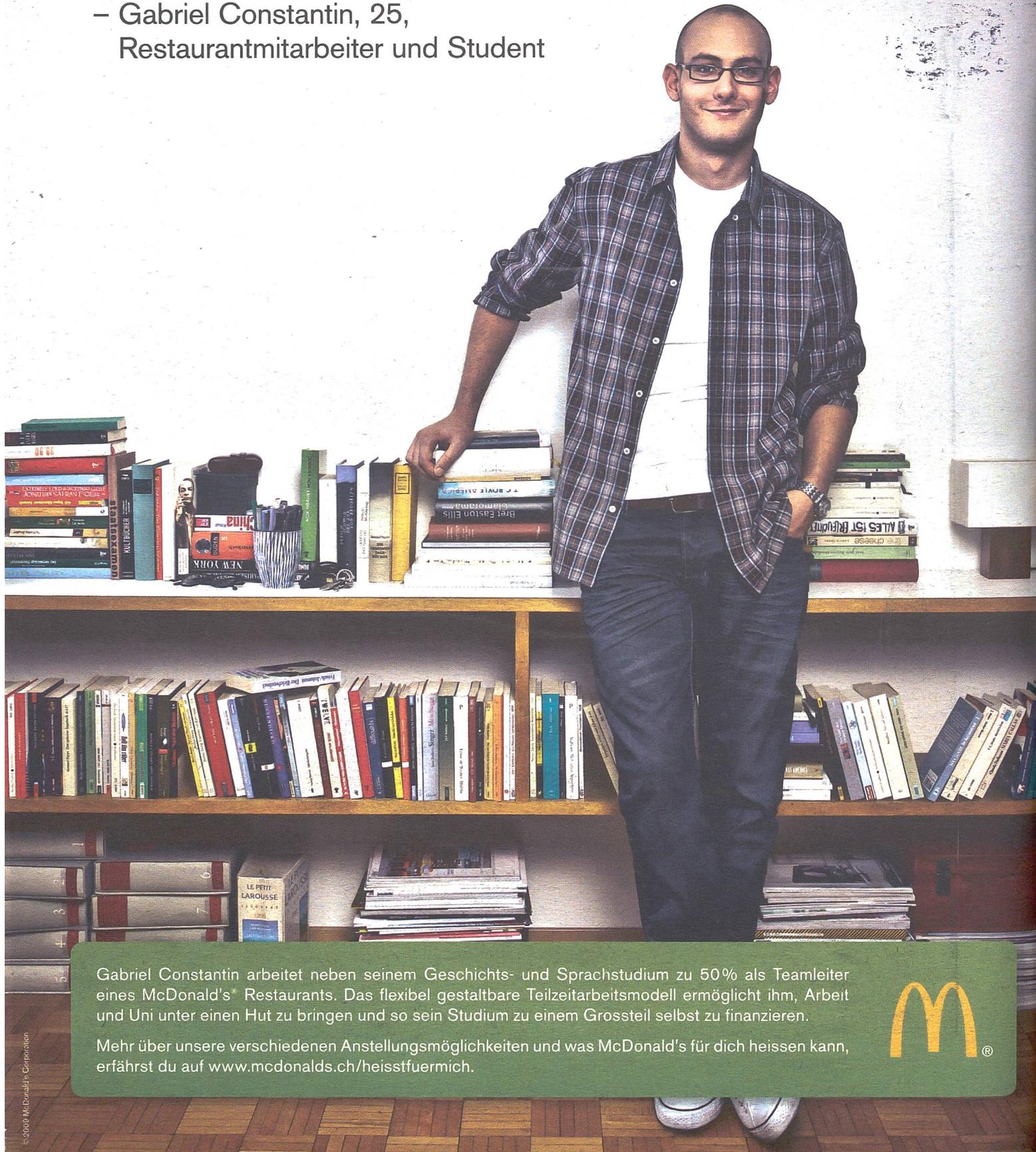
Somit können wir Mathematiker uns recht einfach aus solchen Fragestellungen rauswinden: Denn schlecht gestellte inverse Probleme sind schlichtweg meist nicht lösbar. Mein Frühstücksei schmeckt mir deswegen aber genauso gut.

### PROF. DR. DANIEL KRESSNER

Nach seinem Abschluss an der Technischen Universität Chemnitz 2001 machte der gebürtige Deutsche 2004 seinen Doktor in Mathematik an der TU Berlin. Seit 2007 ist er Assistenzprofessor am Seminar für angewandte Mathematik an der ETH Zürich.

# McDonald's heisst für mich, dass ich mir mein Studium selbst finanzieren kann.

– Gabriel Constantin, 25,  
Restaurantmitarbeiter und Student



Gabriel Constantin arbeitet neben seinem Geschichts- und Sprachstudium zu 50% als Teamleiter eines McDonald's® Restaurants. Das flexibel gestaltbare Teilzeitarbeitsmodell ermöglicht ihm, Arbeit und Uni unter einen Hut zu bringen und so sein Studium zu einem Grossteil selbst zu finanzieren.

Mehr über unsere verschiedenen Anstellungsmöglichkeiten und was McDonald's für dich heissen kann, erfährst du auf [www.mcdonalds.ch/heisstfuermich](http://www.mcdonalds.ch/heisstfuermich).

